DER STERN

Juni 1982
108. Jahrgang
Nummer 6

D 20720 E



DER STERN

Veröffentlichung
der Kirche Jesu Christi der
Heiligen der Letzten Tage

Juni 1982
108. Jahrgang
Nummer 6

Redaktionsleitung: M. Russell Ballard, Loren C. Dunn, Rex D. Pinegar, Charles A. Didier, George P. Lee, F. Enzio Busche.

Chefredakteur: M. Russell Ballard.

Geschäftsführender Redakteur: Larry A. Hiller · **Stellvertreter:** David Mitchell.

Ressortleiter: Bonnie Saunders (Kinderbeilage), Roger B. Gylling (Layout), Norman Price (Produktion).

Verantwortlich für die Übersetzung: Peter Keldorfer, Deutsche Übersetzungsabteilung, Im Rosengarten 25B, D-6368 Bad Vilbel. Telefon: 06193/64017.

Lokalteil: Holger G. Nickel, Im Rosengarten 25B, D-6368 Bad Vilbel. Telefon: 06193/64056.

INHALT

FÜR KINDER

Jahresabonnement:
DM 21,60 durch Einzugsverfahren (bei Bestellung durch Zweige oder Gemeinden).
Bei Direktbestellung an Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage, Stadtsparkasse Frankfurt 88666, BLZ 50050102.
sFr. 22,80 an Citibank, Genf, Konto-Nr. 0/312750/007 Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage in der Schweiz.
ÖS 144,– an Erste Österreichische Spar-Casse, Wien, Konto-Nr. 000-81388, Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage.
USA und Kanada (nicht mit Luftpost): $ 10.00.

Verlag Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage, Porthstraße 5-7, D-6000 Frankfurt am Main 50, Telefon: 0611/1534265.

Printed in the Federal Republic of Germany

PB MA 0460 GE

Botschaft von der Ersten Präsidentschaft

EHRFURCHT



Präsident Marion G. Romney
Zweiter Ratgeber in der Ersten Präsidentschaft

In meinem Wörterbuch wird „Ehrfurcht" als „tiefe Achtung, heiliger Respekt, verbunden mit Liebe" definiert. Wenn wir von der Ehrfurcht vor Gott sprechen, so ist diese von Liebe und heiligem Respekt erfüllte Ehrfurcht eine Form der Verehrung und Anbetung. Je mehr man Gott liebt, desto mehr Ehrfurcht hat man vor ihm.

In unseren kirchlichen Versammlungen steht unsere Ehrfurcht im direkten Verhältnis zu unserer Liebe zu Gott. Ich weiß, daß man mit gewisser Berechtigung die Ordnung in einigen unserer Versammlungen kritisiert. Selbstverständlich sollten wir alle einsehen, daß dies besser werden muß.

Die Heiligen der Letzten Tage sollten, verglichen mit allen anderen Menschen, die größte Liebe zu Gott hegen. Wir sollen ihn mehr lieben, als jeder andere ihn liebt, denn wir wissen soviel mehr über ihn.

Wer tiefe Ehrfurcht vor dem Herrn hat, liebt ihn und vertraut ihm; er betet zu ihm, verläßt sich auf ihn und wird von ihm inspiriert. Seit jeher kann jeder, der tiefe Ehrfucht vor Gott hat, auch Inspiration von ihm empfangen.

Wir wissen, daß Gott das Beten erhört, denn er hat *unser* Beten erhört. Er hat *Ihr* und *mein* Beten erhört. Wir wissen, wir können uns mit unseren Nöten an ihn wenden, und er versteht uns und hört uns

mitfühlend zu. Wir wissen, daß wir von Gott kommen, und unser Wunsch und unsere Hoffnung gehen dahin, daß wir zu ihm zurückkehren und dann so sind wie er.

Wie wunderbar ist es doch, um solches Erhabene zu wissen! Weil wir darum wissen, ist unsere Liebe zu Gott noch größer. Und je mehr wir ihn lieben, desto mehr nimmt unsere Ehrfurcht vor ihm zu. Wenn wir den Herrn lieben, dienen wir ihm und halten seine Gebote. Das erste aller Gebote, von dem der Erretter gesagt hat, es sei das größte Gebot, lautet: „Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben mit ganzem Herzen . . . Ebenso wichtig ist das zweite [Gebot]: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst." Und er hat hinzugefügt: „An diesen beiden Geboten hängt das ganze Gesetz samt den Propheten." (Mt 22:37,39,40.)

Das Gesetz, auf das sich der Herr bezogen hat, war das Gesetz Mose. Mit den Worten „samt den Propheten" hat er die Schriften der alttestamentlichen Propheten gemeint, die zu ehren die Juden vorgaben. Somit hat er sinngemäß gesagt: Wenn wir den Herrn von ganzem Herzen lieben und unseren Nächsten wie uns selbst lieben, halten wir alle Gebote, und dazu gehört selbstverständlich die Ehrfurcht vor Gott.

Wir möchten, daß alle Kinder Ehrfurcht vor dem Haus des Herrn haben. Wir können sie jedoch nicht zu solcher Ehrfurcht veranlassen, indem wir ihnen lediglich sagen, daß sie still sein sollen. In der Kirche still zu sein ist natürlich etwas, was mit der Ehrfurcht einhergeht, aber das Stillsein an sich ist noch keine Ehrfurcht. Wer aber das Haus, in dem er sich mit anderen versammelt, als Wohnstätte des Herrn anerkennt, den er von ganzem Herzen liebt, dem fällt es nicht schwer, Ehrfurcht vor diesem Haus zu haben.

Sie erinnern sich, wie Mose Ehrfurcht gelernt hat. Als er die Schafe seines Schwiegervaters hütete, wandte er sich zur Seite, um einen Busch zu untersuchen, der zu brennen schien, aber nicht verbrannte. Als er näherkam, rief ihm der Herr mitten aus dem Busch zu: „Mose, Mose!" Mose antwortete und sagte: „Hier bin ich."

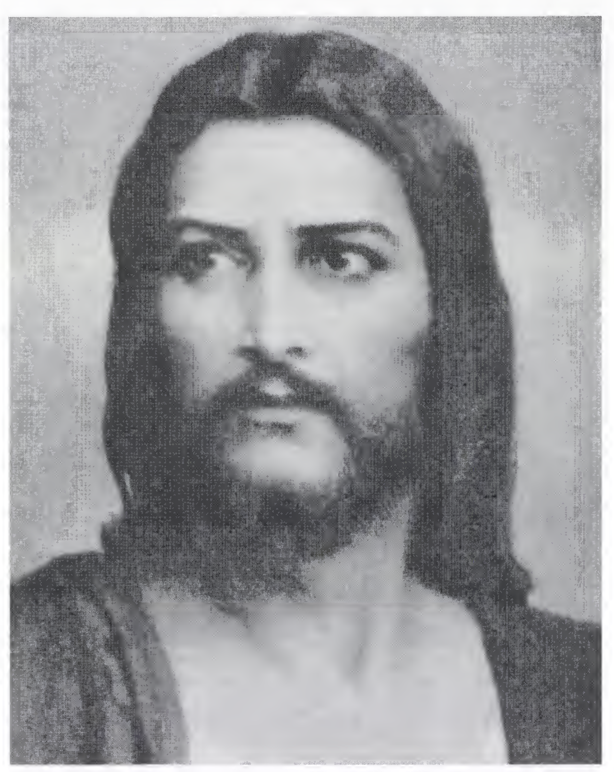
Und der Herr sprach: „Komm nicht näher heran! Leg deine Schuhe ab; denn der Ort, wo du stehst, ist heiliger Boden." (Siehe Ex 3:1-5.)

Gewiß, es hat dort kein Haus gestanden; es war nur ein Busch auf freiem Feld. Aber es war ein heiliger Ort, der Ehrfurcht verlangte, weil der Herr dort war.

Das Haus des Herrn ist der Ort, wo sein Geist gegenwärtig ist. Wenn Sie und ich den Herrn lieben, werden wir uns in seinem Haus nicht ungesittet benehmen, und auch die Kinder werden sich nicht ungesittet benehmen, wenn sie den Herrn von ganzem Herzen verstehen und lieben. Es ist Sache der Eltern, darauf hinzuwirken, daß die Kinder dieses Verständnis und diese Liebe erlangen. Dabei können die Lehrer den Eltern natürlich helfen.

Der Erretter hatte tiefe Ehrfurcht vor dem Tempel in Jerusalem; er nannte ihn das Haus seines Vaters. Seine Achtung davor hat er auf höchst dramatische Art gezeigt. Als er einmal nach Jerusalem hinaufzog, „fand er im Tempel die Verkäufer von Rindern, Schafen und Tauben und die Geldwechsler, die dort saßen.

Er machte eine Geißel aus Stricken und trieb sie alle aus dem Tempel hinaus, dazu die Schafe und Rinder; das Geld der Wechsler schüttete er aus, und ihre Tische stieß er um.



„Wenn wir den Herrn lieben, haben wir auch Ehrfurcht vor ihm und seinem Haus, Ehrfurcht vor uns selbst und vor seinem Priestertum.“

Zu den Taubenhändlern sagte er: Schafft das hier weg, macht das Haus meines Vaters nicht zu einer Markthalle!" (Joh 2:13-16.)

In dieser Evangeliumszeit hat der Herr erneut darauf hingewiesen, wie heilig sein Haus ist. Als er die Heiligen in den ersten Tagen der Kirche anwies, ihm ein Haus zu erbauen, sagte er deutlich, sie müßten Ehrfurcht davor haben, sonst werde er nicht darin wohnen:

„Und wenn mir mein Volk im Namen des Herrn ein Haus baut und nicht zuläßt, daß etwas Unreines hineingelangt, damit es nicht entweiht werde, wird meine Herrlichkeit darauf ruhen;

ja, und meine Gegenwart wird da sein, denn ich werde dorthin kommen; und alle, die im Herzen rein sind und dorthin kommen, werden Gott sehen.

Aber wenn es entweiht wird, werde ich nicht dorthin kommen, und meine Herrlichkeit wird nicht da sein; denn ich komme nicht in unheilige Tempel." (LuB 97:15-17.)

Was nun das Zuhause angeht, so möchte ich sagen, daß nicht immer die Kinder daran schuld sind, wenn es zu Hause an Ehrfurcht fehlt. Gewöhnlich liegt dies am Verhalten der Eltern oder daran, daß sie ihre Kinder nicht richtig belehren oder bestimmte Gebote des Herrn brechen. Wenn die Eltern den Herrn wirklich lieben und einander seinen Geboten entsprechend behandeln, herrscht bei ihnen zu Hause gewöhnlich auch Ehrfurcht.

Als Mitglieder der Kirche sollen wir zuallererst eine Liebe zu Gott entwickeln, die uns ihm gegenüber mehr Ehrfurcht empfinden läßt. Wir sollen seine Gebote so gut halten, daß unsere Kinder Ehrfurcht vor ihrem Zuhause und vor dem Haus des Herrn lernen.

Wenn wir unser Verhältnis zu Gott, unserem Vater, verstehen, können wir unmöglich uns selbst gegenüber ehrfurchtslos sein, denn dann erkennen wir, daß wir von ihm stammen, daß wir seine Kinder sind. Paulus hat die Heiligen seiner Zeit gelehrt, vor sich selbst Achtung und Ehrfurcht zu haben, indem er gesagt hat:

„Wißt ihr nicht, daß ihr Gottes Tempel seid und der Geist Gottes in euch wohnt?

Wer den Tempel Gottes verdirbt, den wird Gott verderben." (1Kor 3:16,17.)

Den stärksten Antrieb, Ehrfurcht vor sich selbst zu haben, indem man sich körperlich, geistig und bei allem Tun rein erhält, gewinnt man aus einem tiefen Verständnis der folgenden Worte des Apostels Johannes:

„Seht, wie groß die Liebe ist, die der Vater uns geschenkt hat: Wir heißen Kinder Gottes, und wir sind es. Die Welt erkennt uns nicht, weil sie ihn nicht erkannt hat.

Liebe Brüder, jetzt sind wir Kinder Gottes. Aber was wir sein werden, ist noch nicht offenbar geworden. Wir wissen, daß wir ihm ähnlich sein werden, wenn er offenbar wird; denn wir werden ihn sehen, wie er ist." (1Joh 3:1,2.)

Hierauf beschreibt er wie folgt das Verhalten derer, die sich von dieser hohen Gesinnung leiten lassen:

„Jeder, der dies von ihm erhofft, heiligt sich, so wie *Er* heilig ist." (1Joh 3:3.)

Mit diesen Worten stellt Johannes ein Ziel in Aussicht, das für diejenigen, die den wahren Gott nicht kennen, nicht faßbar ist. Die Verheißung, daß wir, wenn wir Gott sehen, wie er sein werden, veranlaßt jeden, der diese Hoffnung hegt, sich von Sünde rein zu machen. Diese Hoffnung wirkt in jedem, der an diese Verheißung glaubt und ehrfürchtigen Geistes ist –

ehrfürchtig nicht allein vor sich selbst, sondern vor Gott und vor dem Zuhause. Ich möchte etwas über die Ehrfurcht vor dem Priestertum erwähnen. Im Alten Testament wird eine Begebenheit geschildert, die deutlich macht, was ich sagen möchte. Sie handelt von Davids Einstellung gegenüber Saul, der, wie Sie sich erinnern, einmal auf der Suche nach

„Das ist der Tag, von dem der Herr zu dir gesagt hat: Sieh her, ich gebe deinen Feind in deine Gewalt, und du kannst mit ihm machen, was dir richtig erscheint. Da stand David auf und schnitt heimlich einen Zipfel von Sauls Mantel ab. Hinterher aber schlug David das Gewissen, weil er einen Zipfel vom Mantel Sauls abgeschnitten hatte." (1Sam 24:5,6.)



Präsident Marion G. Romney

David in eine Höhle ging. Er wollte David töten, weil dieser nach Sauls Auffassung beim Volk beliebter wurde als er selbst. Saul wußte nicht, daß David und seine Leute ebenfalls in der Höhle waren, nur weiter hinten. Da Saul müde war, legte er sich zur Ruhe nieder. Als Davids Leute ihn entdeckten, meldeten sie dies David und sagten:

Man könnte meinen, in dieser Situation würde David Saul den Kopf abschlagen, denn Saul war gekommen, David das Leben zu nehmen. Aber David tat Saul nichts an, sondern schnitt nur ein Stück von seinem Mantel ab. Und selbst das bereute er noch. Warum? In der Schilderung darüber wird dies so erklärt:
Er [David] sagte zu seinen Männern: Der

Herr bewahre mich davor, meinem Gebieter, dem Gesalbten des Herrn, so etwas anzutun und Hand an ihn zu legen, denn er ist der Gesalbte des Herrn.
Und David fuhr seine Leute mit scharfen Worten an und ließ nicht zu, daß sie sich an Saul vergriffen. Als Saul die Höhle verlassen hatte und seinen Weg fortsetzte,
stand auch David auf, verließ die Höhle und rief Saul nach: Mein Herr und König! Als Saul sich umblickte, verneigte sich David bis zur Erde und warf sich (vor ihm) nieder.
Dann sagte David zu Saul: Warum hörst du auf die Worte von Leuten, die sagen: Gib acht, David will dein Verderben.
Doch heute kannst du mit eigenen Augen sehen, daß der Herr dich heute in der Höhle in meine Gewalt gegeben hat. Man hat mir gesagt, ich solle dich töten; aber ich habe dich geschont. Ich sagte: Ich will nicht die Hand an meinen Herrn legen."
Und warum wollte er das nicht?
„Denn er ist der Gesalbte des Herrn." (1Sam 24:7-11.)
Mir scheint, wir können aus Davids Verhalten in dieser schwierigen Lage sehr viel über die Ehrfurcht vor dem Priestertum lernen, das heißt über die Ehrfurcht vor den Priestertumsträgern, denn diese sind Repräsentanten des Herrn.
Wenn wir den Herrn lieben, haben wir auch Ehrfurcht vor ihm und seinem Haus, Ehrfurcht vor unserem Zuhause, vor uns selbst und vor seinem Priestertum.
Mögen wir im Herzen Liebe zu Gott und den Wunsch haben, auch unseren Kindern diese Liebe ins Herz zu pflanzen, so daß sie wahre Ehrfurcht entwickeln können. □

Für die Heimlehrer

1. Erzählen sie ein persönliches Erlebnis dazu, wie wichtig die Ehrfurcht ist. Bitten Sie auch die Familie, von solchen Erlebnissen oder Gefühlen zu erzählen.

2. Gibt es in diesem Artikel Schriftstellen oder andere Zitate, die die Familie vorlesen möchte, oder gibt es zusätzliche Schriftstellen, die Sie mit ihr lesen möchten?

3. Besprechen Sie, wie die Familie Ehrfurcht vor dem Herrn und seinem Haus, vor den Priestertumsführern, dem Zuhause und vor sich selbst an den Tag legen kann.

4. Besprechen Sie, wie sich Liebe und Ehrfurcht zueinander verhalten – so wie Präsident Romney es erklärt hat. Warum trifft das Folgende zu: „Je mehr man Gott liebt, desto mehr Ehrfurcht hat man vor ihm"?

5. Würde sich ein Gespräch mit dem Familienoberhaupt vor dem Heimlehrbesuch positiv auf den Besuch auswirken? Hat der Bischof oder der Kollegiumspräsident dem Familienoberhaupt in dieser Hinsicht etwas mitzuteilen?

Ich habe eine Frage

Die Antworten sollen Hilfe und Ausblick geben, sind aber nicht als offiziell verkündete Lehre der Kirche zu betrachten.

Frage: Was haben die Israeliten für die Genealogie und die Wohlfahrt, die Missionsarbeit und die Familie getan – die vier Bereiche, die heute vor allem betont werden? Was hat Religion für sie bedeutet?

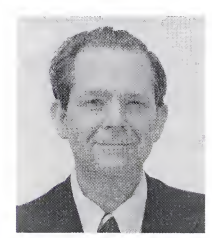
Antwort: Leland H. Gentry
Lehrer am
Salt-Lake-Religionsinstitut
an der Universität Utah

Wie man erwarten darf, gibt es für jeden der vom Priestertum heute betonten Bereiche im alten Israel ein Gegenstück, allerdings mit unterschiedlicher Zielsetzung und Methode. Nur die Familie, die damals wie heute im Mittelpunkt der Gesellschaft gestanden hat, ist wohl in der gleichen Weise betont worden wie heute.

Die Familie.

Als Familienoberhaupt hatte der Vater nicht nur die Aufgabe, für die materiellen Bedürfnisse seiner Familie zu sorgen, sondern er war auch die Autorität in Fragen der Erziehung. Als Mose die Israeliten das Gesetz und die Gebote lehrte, legte er ihnen ans Herz, dies alles ihre Kinder zu lehren: „Du sollst sie deinen Söhnen wiederholen. Du sollst von ihnen reden, wenn du zu Hause sitzt und wenn du auf der Straße gehst, wenn du dich schlafen legst und wenn du aufstehst." (Dtn 6:7.) Der Prophet Lehi, der ungefähr 600 v. Chr. in Palästina lebte, hat diese Ermahnung offenbar ernst genommen, denn Nephi berichtet uns: „Mir ist von allem Wissen meines Vaters etwas beigebracht worden." (1Ne 1:1.)
Auch die Stellung der Mutter stand bei den alten Israeliten in hohem Ansehen. „Verschaff mir Söhne: Wenn nicht, sterbe ich", hat Rahel zu Jakob gesagt. (Gen 30:1.) Samuels Mutter, Hanna, bat den Herrn inständig, ihr „Elend" anzusehen und ihr ein Kind zu geben. (Siehe 1Sam 1:11.) Als Ehefrau und Mutter

Ich habe eine Frage



Leland H. Gentry

wurde die hebräische Frau von ihrem Mann und ihren Kindern hoch geachtet.
Die Kinder wurden gelehrt: „Höre ... auf die Mahnungen des Vaters, und die Lehre deiner Mutter verwirf nicht!" (Spr 1:8.) „Ehre deinen Vater und deine Mutter" (Ex 20:12) war im alten Israel mehr als ein alltäglicher Spruch; es war ein Gebot.

Die Wohlfahrt.

Die Zahl der Armen war groß im alten Israel, ebenso die der Großzügigen und der Habgierigen. Schon früh wurde ein Gesetz erlassen, in dem den Reichen vorgeschrieben wurde, Arme, Witwen und Waisen Ähren auf ihren Feldern sammeln zu lassen. (Siehe Lev 19:9,10; Dtn 24:19-21.) „Helft den Unterdrückten Verschafft den Waisen Recht, tretet ein für die Witwen!" hat Jesaja gemahnt (Jes 1:17), und Sacharja hat die folgenden Worte des Herrn angeführt:
„Haltet gerechtes Gericht, jeder zeige seinem Bruder gegenüber Güte und Erbarmen;
unterdrückt nicht die Witwen und Waisen, die Fremden und Armen, und plant in eurem Herzen nichts Böses gegeneinander!" (Sach 7:9, 10.)
Offenbar bedeutete die Wohlfahrt schon damals viel mehr, als daß man den Armen, die würdig waren, Nahrung und Obdach gab.
Natürlich wurde von jedem, der dazu in der Lage war, erwartet, daß er arbeitete und selbst für sich sorgte. Ehrenhafte Arbeit galt als hohe Tugend: „Wer Stück für Stück sammelt, wird reich." (Spr 13:11.) „Jede Arbeit bringt Erfolg." (Spr 14:23.) „Lässige Hand bringt Armut, fleißige Hand macht reich." (Spr 10:4.) „Alles, was deine Hand, solange du Kraft hast, zu tun vorfindet, das tu!" (Koh 9:10.)
Ebenso großes Gewicht wurde darauf gelegt, schuldenfrei zu bleiben und sparsam zu sein. Wenn jemand bei seinem Nächsten Schulden hatte und seine Verbindlichkeit nicht erfüllte, galt er als schlecht. (Siehe Ps 37:21.) Wer sich etwas

borgte, war buchstäblich Knecht seines Gläubigers, bis er die Schuld beglich. (Siehe Spr 22:7.) In bezug auf Sparsamkeit mahnte Jesaja: „Warum bezahlt ihr mit Geld, was euch nicht nährt, und mit dem Lohn eurer Mühen, was euch nicht satt macht?“ (Jes 55:2.) Zeit ist kostbar, scheint er sagen zu wollen, und man muß damit ebenso sorgsam umgehen wie mit Geld.

Obwohl dies alles so betont wurde, hatte auch das alte Israel seine Wohlfahrtsprobleme. Eines der Mittel, für die Bedürftigen zu sorgen, war das Gesetz des Fastens: Wer genug hatte, fastete eine Zeitlang und gab die eingesparten Lebensmittel oder deren Gegenwert den Armen und Bedürftigen. „Ist das ein Fasten, wie ich es liebe . . . ?“ fragt der Herr, nämlich „an die Hungrigen dein Brot auszuteilen, die obdachlosen Armen ins Haus aufzunehmen, wenn du einen Nackten siehst, ihn zu bekleiden und dich deinen Verwandten nicht zu entziehen“. (Jes 58:7.) Der Hinweis auf die Verwandten erinnert an die Pflicht eines jeden, für die Seinen zu sorgen, seien es die alt gewordenen Eltern oder kleine Kinder.

Wer das alte Testament liest, weiß von Josefs Arbeit in Ägypten, wo er in einer Zeit des Überflusses Vorräte für Notzeiten angelegt hat. (Siehe Gen 41:34-35,49.) Wohlbekannt ist auch die folgende Ermahnung des Herrn: „Bringt den ganzen Zehnten ins Vorratshaus, damit in meinem Haus Nahrung vorhanden ist.“ (Mal 3:10.)

Die Missionsarbeit.

Im alten Israel wurde wenig Gewicht darauf gelegt, die Wahrheit in fremden Ländern zu verbreiten. Die Missionsarbeit bestand hauptsächlich darin, dem abtrünnigen Israel zu predigen, das durch sein Verhalten zeigte, daß es noch nicht bereit war, in größerem Rahmen anderen das Evangelium zu bringen. Obwohl durch Gottes Bündnis mit Abraham die Aufgabe zur Pflicht gemacht wurde, „alle Familien der Erde . . . mit den Segnungen des Evangeliums“ zu segnen (Abr 2:11), wollte sich Israel lieber von den Andern fernhalten. Teilweise war dies auch notwendig, denn immer wenn Israel zu den Nachbarvölkern in Kontakt trat, vermischte es sich schnell mit ihnen und folgte ihren bösen Wegen. So verbot der Herr Israel jegliches Bündnis mit anderen Nationen sowie Mischehen mit diesen. (Siehe Dtn 7:2,3.)

Es ist schwierig, das Wort Gottes auszubreiten, wenn einem der Kontakt mit möglichen Bekehrten verwehrt ist. Es gab jedoch Ausnahmen. Als Noomi und Elimelech wegen der Hungersnot in Betlehem

nach Moab gezogen waren, heirateten ihre beiden Söhne junge Moabiterinnen. Mindestens eines der Mädchen übernahm die Lebensweise der Hebräer: „Dein Volk ist mein Volk“, sagte Rut zu Noomi, „und dein Gott ist mein Gott.“ (Rut 1:16.)

Noomi und ihre Familie hatten offenbar ein wenig Missionsarbeit geleistet, denn Rut war vollständig bekehrt. Wahrscheinlich hat es noch ähnliche Bekehrungen gegeben, die von rechtschaffenen Menschen bewirkt wurden, indem sie anderen ihren Glauben nahebrachten, doch haben wir keine Aufzeichnungen darüber.

Der Herr wollte, daß Israel der Welt den Weg der Wahrheit zeige. Dies geht aus mehreren Stellen im Alten Testament klar hervor. Offenbar hat man jedoch, außer in dem Fall des Propheten Jona, keinen offenen Versuch unternommen, Nichtisraeliten zu bekehren. Statt dessen haben Israels Propheten vorausgesehen, daß die Nationen der Andern in der Zukunft bekehrt würden. Jesaja hat prophezeit, eines Tages würden die Andern das „Zeichen“ Israels suchen (s. Jes 11:10) und Gottes Herrlichkeit werde „unter den Völkern“ verkündet werden (s. Jes 66:19). Ähnlich hat Maleachi die Zeit vorausgesehen, zu der Gottes Name „bei den Völkern“ groß dastehen werde. (Siehe Mal 1: 11.)

Genealogie und Tempelarbeit.

In alter Zeit errichteten die Israeliten Tempel und vollzogen darin heilige Handlungen. Es steht jedoch fest, daß in alttestamentlicher Zeit keine Taufen für die Toten vollzogen wurden. Präsident Joseph Fielding Smith hat gesagt: „Christus war der erste, der den Toten das Evangelium verkündet hat, und erst nach seiner Auferstehung wurde die Taufe für die Toten gestattet.“ (*Doctrines of Salvation,* 2:114.)
Trotzdem war den Israeliten die genealogische Aktivität und das Führen von Aufzeichnungen wichtig. „So ließ sich ganz Israel in die Stammeslisten eintragen. Sie wurden in das Buch der Könige von Israel und Juda aufgenommen.“ (1Chr 9:1.) Die damaligen Priester, die zum Stamm Levi und zum Hause Aarons gehörten, zählten zu denen, deren Ahnenliste sorgfältig geführt wurde. Nur die erstgeborenen Söhne Aarons bekamen das Recht zu präsidieren, und nur Priester und Leviten durften die Opferhandlungen für das Volk vollziehen. Deshalb mußte man wissen, wer zu dieser Gruppe gehörte.
Und Maleachi hat davon gesprochen, daß Elija kommen werde: „Er wird das Herz der Väter wieder den Söhnen zuwenden und das Herz der Söhne ihren Vätern“,

Ich habe eine Frage

damit nicht die ganze Erde dem Untergang geweiht wird. (Mal 3:24.) Zweifellos wollte Maleachi seine Worte so verstanden wissen, wie wir sie verstehen, denn er hat auch von denen gesprochen, denen „weder Wurzel noch Zweig“ bleiben wird. (Mal 4:19.) Wenn jemand weder an seine Vorfahren noch an seine Nachkommen gesiegelt ist, trifft genau dies auf ihn zu: ihm bleibt weder Wurzel noch Zweig.

Das Führen von Aufzeichnungen war stets fest im Leben des israelitischen Volkes verankert. Von Adam an, der ein Buch der Erinnerung führte (s. Mose 6:5), finden wir Menschen, die über ihr Leben und ihre Zeit berichtet haben. (Siehe Mose 6:46; Abr 1:31.) Später wurden einige eigens damit beauftragt, Aufzeichnungen zu führen. So bestimmte David einige Leviten, die Israels Aufzeichnungen führen sollten. Später wurden Berufsschreiber beschäftigt, die nicht nur schreiben, sondern das Geschriebene auch auslegen sollten. Zu diesen gehörte Esra, der Verfasser des gleichnamigen Buches. (Siehe Esra 7:11.)

Von besonderem Interesse ist, daß im alten Israel Ahnenlisten der Familie geführt wurden. Lange Listen dieser Art findet man überall im Alten Testament. Nachdem die Juden aus der Gefangenschaft zurückgekehrt waren, widmeten sie sich dieser Aufgabe noch eifriger. Esra hat einen ausführlichen Bericht über Israel, abgefaßt nach Familien, vorgelegt. (Siehe Esra 2,8; s. a. Neh 7:5-64.) Er erwähnt auch speziell eine Chronik der Väter (s. Esra 4:15), die uns wiederum an Abrahams Worte erinnert, nämlich daß er, Abraham, „die Aufzeichnungen der Väter, ja, der Patriarchen über das Anrecht auf das Priestertum“ in seinen Händen bewahrt habe und daß er mit folgender Absicht schreibe: „Zum Nutzen meiner Nachkommenschaft, die nach mir kommen wird.“ (Abr 1:31.)

Somit ist klar, daß zumindest die Familie, die Wohlfahrt und die Genealogie genau wie heute in der Religion des alten Israel eine wichtige Rolle gespielt haben.

Natürlich ist reine Religion eine Sache des Herzens. Mose hat das Volk damals gelehrt: „Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben mit ganzem Herzen, mit ganzer Seele und mit ganzer Kraft.“ (Dtn 6:5.)

Vom Verfasser der Sprichwörter kommt eine ähnliche Aufforderung:

„Mit ganzem Herzen vertrau auf den Herrn, bau nicht auf eigene Klugheit;
such ihn zu erkennen auf all deinen Wegen, dann ebnet er selbst deine Pfade.“ (Spr 3:5,6.)

Den Herrn lieben und ihm gehorchen – dies ist damals wie heute der beste Beweis, daß man Religion hat. ☐

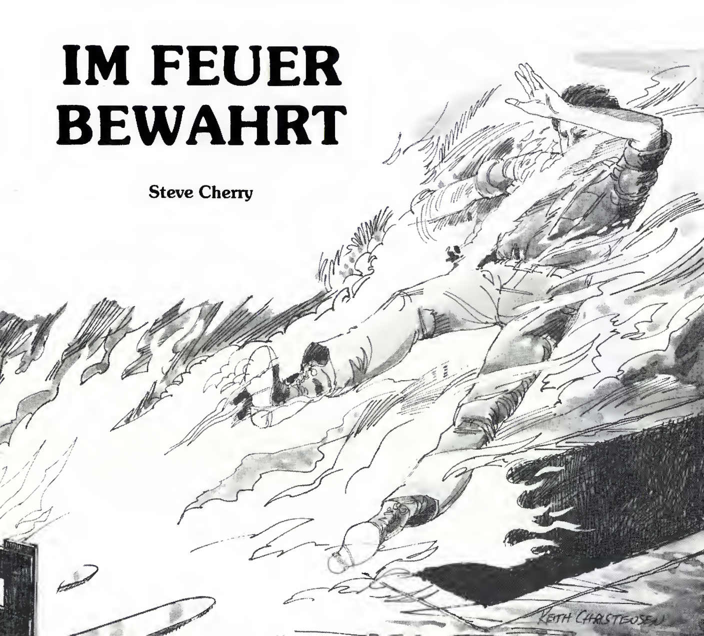
Während der Monate nach meiner Taufe verließ ich mich immer mehr auf die Führung durch den Geist. Dabei erinnerte ich mich häufig an Moronis Worte: „Und durch die Macht des Heiligen Geistes könnt ihr von allem wissen, ob es wahr ist ... Ich möchte euch auffordern, die Macht Gottes nicht zu leugnen; denn er wirkt durch Macht gemäß dem Glauben der Menschenkinder." (Moro 10:5,7.)

An einem Januartag im Jahre 1978 war ich gerade fleißig mit meiner Arbeit in der Fabrik beschäftigt, als mein Vorarbeiter kam und mich bat, mit zwei anderen Männern in der Packhalle zu arbeiten. Dort wurde Pappe zu Ballen zusammengequetscht, und beschädigte oder veraltete Produkte wurden vernichtet. Ein Mann half mir, solche Ballen herzustellen, während ein anderer anfing, Aerosoldosen zu vernichten – 2 500 Stück. Ein dicker Qualm entstand. Um 8.20 Uhr kam ein Gabelstapler, um einige Ballen abzuholen.

Ich stand ungefähr 60 Zentimeter von dem Gabelstapler entfernt, als der Fahrer die Greifer vorschob. Plötzlich schien es, als hätte jemand einen Flammenwerfer in Betrieb gesetzt. Die ersten Flammen schossen von der Unterseite des Gabel-

IM FEUER BEWAHRT

Steve Cherry



staplers auf mich zu, und augenblicklich stand die ganze Halle in Flammen. Ich wurde in ein Loch geschleudert, das etwa 75 Zentimeter breit, 2,4 Meter lang und 3 Meter tief war. Meine Kleider brannten, und das Loch war voller Flammen. Dann kam es zu einer schrecklichen Explosion: 2500 Aerosoldosen explodierten.

Mir wurde schnell klar, daß ich dem Tod nahe war. Da begann ich plötzlich eine innere Kraft zu fühlen. Indem ich mich an der Packmaschine festhielt, fing ich an, aus dem brennenden Loch zu klettern. Die Maschine war glühend heiß, und bei jeder Kletterbewegung verbrannte ich mir schrecklich die Hände. Aber mit der inneren Kraft, die mir gegeben wurde, kletterte ich weiter. Meine Kleider wurden mir praktisch vom Körper weggebrannt. Die Halle sah wie ein Schlachtfeld aus, und ich konnte keine anderen Arbeiter sehen. Ich sagte mir immer wieder Moroni 10:5-7 vor, die Schriftstelle, auf die ich mich so sehr verlassen gelernt hatte. Endlich fand ich ein Loch, das die Explosion in die Wand gerissen hatte, und schob mich hindurch. Später hat mir jemand erzählt, daß die ganze Wand gerade in dem Augenblick zusammenstürzte, als ich durch das Loch kam, ohne daß mich aber einer der Blöcke traf. Einer der Männer an der Laderampe machte mir eine Tür auf, so daß ich in den Haupttrakt des Werkes gelangte. Die anderen drei Männer sah ich nicht, aber später erfuhr ich, daß sie durch die Hintertür ins Freie entkommen waren. Ein Kollege, ein ehemaliger Marinesanitäter, blieb bei mir.

Als der Krankenwagen ankam, wurde ich sofort zu einer Unfallstelle für Verbrennungen gefahren, wo mehrere Pfleger den Rest von meinen Kleidern abschnitten und sodann feuchte Bandagen anlegten. Der Arzt sagte, ich hätte auf 43 Prozent meiner Körperfläche Verbrennungen zweiten und dritten Grades erlitten.

Als die Aufnahmeuntersuchung vorüber war, sagte ich: „Ich bin Mormone. Ich möchte gern einen Segen." Am Nachmittag kamen zwei Missionare und segneten mich, und am Abend gaben mir mein Bischof, mein Heimlehrer und ein guter Freund einen weiteren Segen, in dem mir verheißen wurde, daß ich am Leben bleiben würde; ich würde meine Hände ohne Einschränkung gebrauchen können, und die Heilung würde außergewöhnlich schnell vor sich gehen. Die innere Kraft, die ich in dem Loch gefühlt hatte, als ich in Flammen stand, kam zurück und verließ mich nicht.

Zweimal wäre ich fast gestorben, aber ich hatte immer Frieden mit mir selbst. Ich glaube, dies war auf den Segen zurückzuführen. Nach den ersten zwei Wochen ging es mir allmählich besser, und die Heilung war wahrhaft ein Wunder. Zwei Tage bevor die Hautverpflanzung an der rechten Hand und am Handgelenk beginnen sollte, nahm der Spezialist den Verband ab und sagte, die Hand sei fast geheilt. Dort, wo man ein Nachwachsen der Haut für unmöglich gehalten hatte, war Haut nachgewachsen. „Lassen Sie mich die Wunderhand mal sehen", sagte der Arzt und äußerte sich erstaunt darüber, daß eine Heilung so schnell erfolgen konnte. Nach fünf Wochen kam ich schon aus dem Krankenhaus. Ungefähr doppelt so lange hatte man gerechnet!

Ich weiß, daß die innere Kraft, die ich empfing, die Macht des Heiligen Geistes war und daß ich durch diese Macht geheilt worden bin. Ohne diese Macht wäre ich bestimmt in den Flammen umgekommen. □

DEN MUND AUFTUN

Joe J. Christensen

1970, wenige Tage nachdem Barbara, unsere Kinder und ich in Mexico City eingetroffen waren, wo ich als Missionspräsident dienen sollte, besuchten uns Präsident Joseph Fielding Smith, Präsident Nathan Eldon Tanner und Präsident Spencer W. Kimball, jeder von seiner Frau begleitet, bei unserer ersten Missionarskonferenz. Danach fuhr ich Präsident Kimball und seine Frau zu ihrem Hotel in der Stadt. Unterwegs hielten wir an einer Tankstelle. Während das Auto aufgetankt wurde, kam eine barfüßige Indianerin mit ihrem Baby im *reboso,* einem blauen Schal, zu unserem Auto und bot ein paar Päckchen Kaugummi an. Ich kaufte etwas, worauf sie sich bedankte und dann zu dem Auto hinter uns ging. In diesem Augenblick erteilte mir Präsident Kimball auf seine ruhige, wohlwollende Art eine eindringliche Lehre. „Präsident", sagte er, „wäre es nicht gut, diese Schwester wissen zu lassen, wer wir sind?"

Nun ja, mit einem solchen Ansporn hielt ich es in der Tat für gut, sie wissen zu lassen, daß wir Repräsentanten Jesu Christi seien. So drehte ich das Fenster herunter und bat die Frau zurückzukommen. Ich kaufte ihr noch etwas Kaugummi ab und stellte sie dann Präsident Kimball und seiner Frau vor. Ich erklärte, er sei einer vom Kollegium der Zwölf Apostel der Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage, und fragte sie, ob sie schon einmal etwas von der „Mormonenkirche" gehört habe, was sie bejahte. Sie wohnte in einem Vorort von Mexico City und hatte schon die Missionare bei sich gehabt – die „jungen Männer mit den weißen Hemden". Ich sagte ihr, sie solle sich die nächste Gelegenheit, sich ihre Botschaft anzuhören, nicht entgehen lassen, und sie sagte, das werde sie nicht.

Ich bin zwar nicht sicher, ob sie je die Gelegenheit genutzt hat, mehr über das Evangelium zu lernen, doch habe ich wieder einmal gelernt, daß wir als Heilige der Letzten Tage andere wissen lassen sollen, wer wir sind – und besonders, wen wir repräsentieren.

Der Herr hat gesagt:

„Ja, wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Das Feld ist schon weiß, zur Ernte bereit; darum schlagt eure Sicheln ein und erntet mit aller Macht, ganzem Sinn und aller Kraft.

Tut den Mund auf, und er wird erfüllt



werden, und ihr sollt werden gleichwie vorzeiten Nephi, der von Jerusalem in die Wildnis zog.

Ja, *tut den Mund auf* und haltet nicht zurück, dann werdet ihr mit Garben auf eurem Rücken beladen sein, denn siehe, ich bin mit euch!

Ja, *tut den Mund auf,* und er wird erfüllt werden, nämlich: Kehrt um, kehrt um, und bereitet den Weg des Herrn, und macht seine Pfade gerade, denn das Himmelreich ist nahe." (LuB 33:7-10.)

Es ist nicht immer leicht, das Evangelium bei jedem Volk zu verkündigen, das zu besuchen uns erlaubt ist (s. LuB 19:29); denn viele von uns sind schüchtern, und dann kann es schwierig sein, ein Gespräch mit einem Fremden zu beginnen. Und doch gehört dies zu dem Wichtigsten, was wir tun können, wenn die Botschaft jeden erreichen soll. Es könnten Wunder geschehen, wenn wir nur *den Mund auftun* würden.

Man stelle sich nur vor, was in den nächsten zwanzig Jahren geschehen könnte, wenn wir jedes Jahr nur einem helfen würden, die Wahrheit zu finden, und den Betreffenden dann dazu veranlassen würden, das gleiche zu tun! Das Wachstum der Kirche würde sich potenzieren.

Vor kurzem habe ich erfahren, was mit Wachstumsraten erreicht werden kann, die sich potenzieren. Ich habe einen zurückgekehrten Missionar besucht, der mein Mitarbeiter gewesen war und der jetzt Mathematikprofessor an der BYU ist. Er hat einige interessante Berechnungen darüber angestellt, wie sich die Mitgliederzahl der Kirche entwickeln wird, wenn die jetzige Wachstumsrate während der nächsten zwanzig Jahre gleich bleibt. Er hat mir folgendes vorgerechnet: Wenn die Wachstumsrate der Kirche in einem bestimmten Land während der nächsten zwanzig Jahre bestehen bleibt, wird es dort bis zum Jahr 2000 über drei Millionen Mitglieder geben.

Später habe ich ein paar weitere Berechnungen angestellt. Wenn nur hundert Mitglieder der Kirche jedes Jahr nur jeweils einen Menschen finden könnten, dem sie das Evangelium nahebringen können, und wenn diese es in jedem darauffolgenden Jahr ebenfalls je einem nahebringen würden, hätte die Kirche in zwanzig Jahren über hundert Millionen neue Mitglieder. Das also kann mit Wachstumsraten erreicht werden, die sich potenzieren. Selbst wenn man nur mit *einem* begänne und dieser jedes Jahr einen anderen in die Kirche brächte und jeder von diesen wieder jemand anders in die Kirche brächte, gäbe es in zwanzig Jahren 1 048 576 neue Mitglieder.

Jetzt kann ich leichter verstehen, warum Präsident Kimball der Ansicht ist, daß wir als Mitglieder der Kirche für die kommenden Jahre nicht nur an Hunderttausende von Bekehrten denken sollen, sondern an die Millionen, die das Evangelium kennenlernen und für ihr Leben Nutzen daraus ziehen könnten. Wir könnten soviel dazu beitragen, wenn wir die Menschen nur wissen lassen würden, wer wir sind. Und oft verlangt dies nicht viel mehr von uns, als *den Mund aufzutun.*

Im Sommer 1969 besuchten meine Frau

Barbara und ich in Rom eine „Sound and Light Show". Wir kamen früh an, und da wir wußten, daß wir ungefähr zwei Stunden sitzen würden, blieben wir vor unserem Stuhl stehen. Hinter uns waren vier Damen, zwei davon katholische Nonnen. Wir hatten eine angenehme Unterhaltung mit ihnen; es waren großartige Frauen. (Uberhaupt habe ich noch nie eine katholische Nonne kennengelernt, die als Mensch nicht hervorragend war. Ich wünschte, sie wären alle irgendwo in der Frauenhilfsvereinigung.)

Man stelle sich nur vor, was in den nächsten zwanzig Jahren geschehen könnte, wenn wir jedes Jahr nur einem helfen würden, die Wahrheit zu finden.

Danach plauderten wir mit den beiden anderen Damen, die im Collegealter waren. Wir erfuhren, daß es Amerikanerinnen waren, die zu diesem Zeitpunkt in den Sommerferien, auf Europareise waren. Wir fragten sie, was sie nach ihrer Heimreise tun wollten. Eine von ihnen, eine junge Dame namens Cathy, sagte, sie würde gern weiterstudieren und überlege sich gerade, ob sie an die Universität von Utah gehen solle. „Falls Sie wirklich kommen", sagte ich, „vergessen Sie nicht, bei uns anzurufen. Dann können wir Sie zum Essen einladen. Sie lernen unsere Familie kennen, und dann zeigen wir Ihnen Salt Lake City und die Universität."

Offen gestanden hatte ich die Unterhaltung ganz vergessen, als ich im August ans Telefon gerufen wurde und am anderen Ende der Leitung Cathy hörte. Ich lud sie zu uns ein; sie lernte unsere Familie kennen und aß bei uns, und wir führten aus, was wir vereinbart hatten. Wir erfuhren, daß sie beschlossen hatte, ihr Studium an der Universität von Utah fortzusetzen.

Im nächsten Frühjahr wurden wir nach Mexiko auf Mission berufen und verloren den Kontakt mit ihr, außer daß wir jedes Weihnachten eine Weihnachtskarte erhielten. Ungefähr drei Jahre später schrieb sie hinten auf die Karte: „Ich habe mir gedacht, es interessiert Sie sicher, daß ich jetzt Tanzkurse an der BYU leite. Im vergangenen August habe ich mich taufen lassen, und dadurch ist alles so gekommen!" Inzwischen hat sie im Tempel geheiratet; sie ist eine gute Mutter, und sie ist sehr aktiv in der Kirche.

Als wir nach Mexico zogen, wo ich über die Mission Mexico City präsidieren sollte, waren fast zwanzig Jahre vergangen, seit ich dort Missionar war. Ich war darauf gespannt, wieder mit den Menschen zusammenzukommen, die ich so sehr lieben gelernt hatte. Besonders gern wollte ich nach Cuernavaca in Morelos, einer schönen Stadt, in der ich als Missionar gearbeitet hatte. Ich wollte gern

wissen, ob die wunderbaren Menschen, die vor Jahren dort einen kleinen Zweig gebildet hatten, noch lebten und in der Kirche aktiv waren. Ich wollte, daß sie meine Familie kennenlernten, und ich wollte, daß meine Familie sie kennenlernte.

Ich war sehr erfreut, als ich kurz nach unserer Ankunft hörte, daß in Cuernavaca eine Distriktskonferenz stattfinden sollte. Wir legten Wert darauf, schon früh dort zu sein, damit wir zwanglos mit den Leuten plaudern konnten. Es war ein begeisterndes Erlebnis, auf die herzliche mexikanische Art die großartigen Menschen zu begrüßen, die ich vor Jahren gekannt hatte. Beim *abrazo* umarmt man sich und klopft sich auf den Rücken, und so gingen wir von einem zum andern.

Zu denen, die ich begrüßte, gehörte eine grauhaarige Dame, die wahrscheinlich schon in den Siebzigern war. Nach unserem *abrazo* fragte sie: „Erinnern Sie sich noch an mich?"

Es war mir peinlich, daß dies nicht der Fall war, und ich entschuldigte mich: „Es tut mir leid, Schwester, aber ich kann mich nicht erinnern."

Sie antwortete: „Das sollten Sie aber, Sie haben mich doch bekehrt!"

Jetzt war es mir richtig peinlich. Wir hatten damals nicht so viele Bekehrte, und ich hätte gedacht, daß ich mich an jeden genau erinnerte.

Sie sagte: „Erinnern Sie sich nicht mehr an den Tag, an dem wir mit dem *turismo* (einem kleinen limousinenartigen Bus) von Mexico City nach Cuernavaca gefahren sind?"

Da fiel es mir wieder ein! Ich hatte den Auftrag erhalten, den Missionaren, die in Cuernavaca arbeiteten, eine Nachricht vom Missionsbüro in Mexico City zu übermitteln, und ich hatte im Bus neben dieser Dame gesessen. Sie fragte mich, was ich in Mexico täte, und wir unterhielten uns ein wenig über die Kirche. Ich gab ihr eine Karte mit den Glaubensartikeln, und sie gab mir ihren Namen, ihre Adresse und die Erlaubnis, beides den Missionaren in Cuernavaca zu geben. Drei Monate später ließen sie und einige ihrer erwachsenen Kinder sich taufen. Sie wurde Zweig-FHV-Leiterin und war in all diesen Jahren ein treues Mitglied der Kirche.

In einer der Distriktsversammlungen wurde sie gebeten, ihr Zeugnis zu geben, und sie sagte: „Wenn man mich am ersten Tag, an dem ich das Evangelium gehört habe, aufgefordert hätte, mich taufen zu lassen, dann hätte ich mich taufen lassen, denn ich wußte schon damals, daß das Evangelium wahr ist."

Wir selbst bekehren in Wirklichkeit niemanden. Die Bekehrung wird durch den Geist bewirkt. Wir wissen nie, wann der Geist denen Zeugnis gibt, zu denen wir sprechen. Was wir zu tun haben ist einfach nur, eine Situation herbeizuführen, in der der Geist bezeugen kann, daß das Evangelium wahr ist.

Kurz nach meiner Rückkehr von der Mission Mexico City erhielt ich die Einladung, Elder Boyd K. Packer nach Mexico zu begleiten und die dortigen Seminare und Religionsinstitute der Kirche zu inspizieren. Wir kamen am Donnerstag an und

waren am Freitag und Samstag fast ununterbrochen in Versammlungen. Danach präsidierte Elder Packer bei einer Pfahlkonferenz. Am Sonntagabend waren wir dann alle sehr müde. Elder Packer fuhr wieder nach Hause, während ich dort blieb, um am Montag eine Versammlung mit den Seminar- und den Religionsinstitutsbeauftragten zu leiten.

Am Montagmorgen verließ ich das Hotel und nahm ein Taxi zum Missionsbüro. Ich saß hinten und ging einige Papiere durch, als ich zufällig den Taxifahrer anschaute. Mein erster Gedanke war: „Ich habe zu tun. Ich bin müde. Und wahrscheinlich hat er sowieso kein Interesse am Evangelium." Meine Ausreden beruhigten mich jedoch nicht, und erst recht nicht, als ich daran dachte, was ich mit Präsident Kimball erlebt hatte, und als ich mich an die Frau im Bus auf der Fahrt von Mexico City nach Cuernavaca erinnerte. Schließlich lehnte ich mich nach vorn und fragte: „Señor, siempre ha vivido aquí en México?" („Wohnen Sie schon immer hier in Mexico City?")

„Nein", antwortete er, „ich bin aus Oaxaca."

„Wohnen Sie lieber hier in Mexico City als in Oaxaca?"

„Nein, ich habe lieber in Oaxaca gewohnt als hier, aber ich habe acht Kinder. Mein ältester Sohn studiert hier am Polytechnischen Institut; er will Ingenieur werden. In diesem Jahr macht er sein Examen. Mein zweiter Sohn studiert auch und will Ingenieur werden; er hat nächstes Jahr Examen. Und unsere älteste Tochter studiert ebenfalls; sie will *profesionista* (Buchhalterin) werden."

Ich konnte sehen, daß er sehr stolz auf seine Kinder war. Dann wandte er sich zu mir und fragte: „Und was machen Sie hier in Mexico City?"

„Ich habe hier einen besonderen Auftrag von der Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage. Haben Sie schon mal von dieser Kirche gehört?"

Er runzelte die Stirn und sagte: „Hat das irgendwie mit der katholischen Kirche zu tun?"

„Nein", antwortete ich, „es ist etwas ganz anderes. Wir glauben daran, daß Jesus, als er auf der Erde war, seine Kirche so organisiert hat, wie er es wollte, daß es aber im Laufe der Jahre zu einer Abkehr davon gekommen ist. Und schließlich hat der Herr es in unserer Zeit für richtig gehalten, sich wiederum einem lebenden Propheten zu offenbaren und seine Kirche auf Erden wiederherzustellen."

Diese einfache Erklärung dauerte nur ungefähr vierzig Sekunden. Ich lehnte mich in meinem Sitz zurück, zufrieden darüber, daß ich wenigstens „den Mund aufgetan" hatte.

Das nächste, woran ich mich erinnern kann, ist, daß er langsamer fuhr, über die Schulter schaute und sagte: „Würden Sie mal zu mir nach Hause kommen und meiner Familie mehr darüber sagen?"

„Wirklich gerne", antwortete ich, „aber mein Flugzeug geht heute nachmittag um 2 Uhr. Wenn wir jetzt an unserem Ziel ankommen und Sie drei Minuten Zeit haben, werde ich Sie einem Freund vorstellen, und ich bin sicher, wir können

dann verabreden, daß jemand zu Ihnen nach Hause kommt und Ihnen und Ihrer Familie mehr darüber sagt."

„Na gut", sagte er, „ich bin dabei, mein Taxi zu kaufen, und kann mit meiner Zeit machen, was ich will. Also, ich komme mit."

Während der Fahrt zum Missionsbüro konnte ich ihm unser Missionarsprogramm erklären. Wir stellten das Auto ab und gingen ins Missionsbüro. Dort stellte ich Hermán Velásquez Präsident Eran Call vor, der ihn freundlich empfing.

Als sie gerade die Verabredung trafen, blickte Präsident Call aus dem Fenster und sagte überrascht: „O, die Missionare, die dort kommen, arbeiten genau in Ihrem Stadtteil!" So durfte ich miterleben, wie Hermán Velásquez die Missionare kennenlernte, die am folgenden Sonntag zu ihm kommen und seiner Familie mehr über das Evangelium sagen sollten.

Einige Wochen später erhielt ich einen Brief von Präsident Call. Er schrieb: „Ich habe gedacht, es interessiert Sie sicher, was aus dem Taxifahrer geworden ist, den Sie neulich ins Missionsbüro mitgebracht haben. Die Missionare treffen sich mit ihm und seiner Familie, mit seinem Bruder und dessen Familie und mit seinem Schwager und dessen Familie, und vorigen Sonntag haben aus diesen Familien elf Personen den Gottesdienst besucht. Das Aufregende dabei ist, daß die beiden Söhne, die Ingenieur werden wollen, das größte Interesse zeigen."

Sechs Monate später kam ich wieder nach Mexico City, um eine Tagung der Jungen Erwachsenen zu besuchen. Ich erfuhr, daß sich zwar der Taxifahrer noch nicht der Kirche angeschlossen hatte, daß aber der älteste Sohn (der angehende Ingenieur) getauft und zum Priester ordiniert worden war. Sein jüngerer Bruder, ebenfalls angehender Ingenieur, war gleichfalls getauft und zum Lehrer ordiniert worden. Eines Tages würde ich gern erfahren, was inzwischen geschehen ist, denn gewiß ist noch viel mehr geschehen.

Ich bin überzeugt: Wenn wir der Weisung der Propheten wahrhaft folgten, wäre jeder von uns bei jeder sich bietenden Gelegenheit Missionar. Wir würden alles tun, was wir könnten, um Menschen zu finden, die von den Missionaren belehrt werden können. Und wir würden jeden, der zu seinem Segen belehrt worden ist, dazu veranlassen, andere zu finden, denen er das Evangelium bringen könnte. Wenn wir dies täten, hätten wir jedes Jahr nicht nur Hunderttausende neuer Mitglieder, sondern Millionen und schließlich – Milliarden.

Das Evangelium ist die kostbarste Botschaft, die wir einem anderen nahebringen können. „Wäre es nicht gut, diese Schwester (oder diesen Bruder) wissen zu lassen, wer wir sind?" □

DURCH EINEN BRIEF WURDE ALLES ANDERS

Mary Johansen

Es war der schwierigste Brief, den ich je geschrieben habe. Da ich nicht wußte, wie die Empfängerin ihn aufnehmen würde, plagte ich mich, um die rechten Worte zu finden.

Fünf Jahre waren seit dem letzten Kontakt mit der Mutter meines früheren Mannes vergangen. Ich hatte inzwischen wieder geheiratet. Von meinen vier Kindern aus erster Ehe hatte sie die ganze Zeit nichts gesehen noch gehört, und ich wollte ihr deren Liebe nahebringen.

„Tu, was du für richtig hältst", sagte mein Mann, obwohl er von der Idee nicht begeistert war. Und meine Mutter sagte: „Man soll alte Wunden nicht aufreißen."

Es gab aber noch etwas anderes, was mich beeinflußte. Etwas sagte mir: „Du mußt sie wissen lassen, daß ihre einzigen Enkelkinder am Leben sind, daß es ihnen gutgeht und daß sie glücklich sind."

Und so schrieb ich den Brief. Ich schlug vor, die Vergangenheit ruhen zu lassen, und sprach von Besuchen mit den Enkel-



kindern, die sie doch liebhabe, und von Freundschaft mit unserer Familie. Auch legte ich Fotos von den Kindern und ihrer Schule bei.

Oma June war im Krankenhaus, als der Brief ankam. Nach einer Operation hatte sie sich eine Infektion zugezogen, die den Heilungsprozeß verlangsamte und tiefe Depressionen auslöste.

Ihr Leben war unglücklich verlaufen, und niemand war ausgesprochen überrascht, daß sie anscheinend nicht mehr leben wollte. Die Tage vergingen, während sie teilnahmslos dalag.

Bill, ihr Mann, brachte ihr alle Postkarten und Briefe, die kamen, aber es schien nichts zu nützen. Ein paar Tage vor dem Erntedankfest kam ein Pfarrer, um die letzte Ölung zu vollziehen. Es bestand kaum noch Hoffnung, daß sie genesen würde.

Als Bill an jenem Tag die Post brachte, interessierte sich June für einen der Briefe. Er öffnete ihn, und dabei fielen die Fotos von den Kindern auf das Bett. Beide griffen sogleich nach den Bildern. Bill küßte sie immer wieder. June war so schwach, daß sie diese Kostbarkeiten nur anschauen und weinen konnte.

Am Spätnachmittag überraschte sie eine Krankenschwester mit den Worten: „Ich habe Hunger. Bitte bringen Sie mir etwas zu essen." Mit neuem Lebenswillen setzte sich June seit vielen Tagen zum erstenmal im Bett auf. Bald war sie stark genug, um meinen Brief zu beantworten. Sie war überglücklich, etwas über die Kinder zu lesen, wollte die früheren Schwierigkeiten gern vergessen und war gespannt auf das Wiedersehen mit ihren Enkelkindern.

Im Sommer fuhren wir nach Pennsylvania und besuchten June und Bill. Liebe und Dankbarkeit überkam uns alle. Ich weiß nicht, ob mein Brief ihr das Leben gerettet hat, aber eines weiß ich: der Geist des Herrn hat mich getrieben, ihr zu schreiben. Ich bin zutiefst dankbar, daß mich der Geist weiter gedrängt hat, als ich das Vorhaben schon aufgeben wollte. □

EINE SCHÜSSEL VOLLER FRAGEN

Nola Carlson

Seit am Sonntag durch das Kompakt-Versammlungsschema mehr Zeit zur Verfügung steht, haben wir uns ein Familienspiel ausgedacht, das „Mormonenschüssel" heißt. Die Aufgabe besteht darin, möglichst viele Fragen zu den Ansprachen und Liedern der Abendmahlsversammlung zu beantworten. Die Regeln sind einfach:

1. Jeder schreibt eine Frage und die Antwort dazu auf einen Zettel.

2. Die Fragen werden in eine Schüssel gelegt. (Wir benutzen Omas blaue Schüssel aus Weidenholz.)

3. Derjenige, der in der Kirche am andächtigsten war, darf die Zettel ziehen und die Fragen stellen. (Wenn ein Kind noch zu klein ist, hilft ein Erwachsener beim Lesen.)

4. Für jede richtig beantwortete Frage gibt es einen Punkt. Wenn eine Frage zweimal vorkommt, dürfen die kleinsten Kinder antworten.

Das hört sich einfach an, aber versuchen Sie einmal, sich an das Anfangslied zu erinnern, oder an jemand, der im Anfangsgebet besonders erwähnt wurde. Vielleicht ist ein neuer Beamter oder Lehrer bestätigt worden – wer war es, und was für ein Amt hat er bekommen? Es können auch Fragen gestellt werden, die sich auf die Lehre beziehen; die Grundlage dazu bilden die Ansprachen, die in der Abendmahlsversammlung gehalten wurden.

Nachdem wir dieses Spiel eingeführt hatten, dauerte es nur einige Wochen, bis unsere Andacht in der Abendmahlsversammlung merklich besser wurde. Es dauerte auch nicht lange, und wir entwickelten mehr Anteilnahme und eine neue Art des Zuhörens.

Frage: Was braucht unsere Gemeinde nach den Worten von Bruder Schmidt?

Antwort: Mehr Mitglieder. (Diese Abendmahlsversammlung war der Missionsarbeit gewidmet gewesen.) Elsie, unsere 15jährige Tochter, sagte: „Das ist die richtige Antwort, aber was tun wir eigentlich dafür?“ Und so kam es, daß wir eine Fireside für Nichtmitglieder planten.

Frage: Wieviel Lebensmittelvorrat soll eine Familie haben?

Antwort: Mindestens für ein Jahr. „Vati“, fragte unser Ältestes, „haben wir denn soviel?“ Wieder kam es dazu, daß wir etwas nachprüften.

Frage: Was war Almas schwierigste Aufgabe?

Antwort: Einem Sohn zu helfen, der vom Weg abgekommen war. – Mein Mann und ich schauten uns an, und wir erinnerten uns, wie wir für unsere Kinder und ihr Bemühen gebetet hatten, ein sicheres Zeugnis zu erlangen. Ich erinnere mich auch sehr gut, wie einer unserer Söhne seine Geschwister mit Tränen in den Augen anschaute und dann leise sagte: „Genau das haben Mutti und Vati für mich getan.“ Er gab der Familie sein Zeugnis, und wir waren in diesem Augenblick tief bewegt.

Der Lohn für diese Sonntagabende ist mehr Andacht und mehr Wissen, mehr Freude und mehr geistige Gesinnung. Wir freuen uns jede Woche auf unsere „Mormonenschüssel“, denn dieses Spiel läßt uns erneut am Geist der Abendmahlsversammlung teilhaben. ☐

WIE EINE FRAU DAS PRIESTERTUM SIEHT

Patricia T. Holland



Im Rahmen einer Fireside hat Präsident Spencer W. Kimball zu den Frauen in der Kirche gesprochen und gesagt: „Als seine Geistkinder waren wir alle gleich." Weiter hat er gesagt: „Bei alledem haben wir jedoch unterschiedliche Rollen und Aufgaben." (*Der Stern*, Mai 1980, S. 176.)

Ich glaube, jeder von uns hat auf dieser Erde eine bestimmte Mission zu erfüllen. Ich möchte LuB 121:25 zitieren: „Denn für einen jeden Menschen ist eine Zeit bestimmt, je nachdem, wie seine Werke sein werden."

Und LuB 46:11,12: „Denn allen ist nicht jede Gabe gegeben; denn es gibt viele Gaben, und jedem Menschen ist durch den Geist Gottes eine Gabe gegeben.

Einigen ist die eine gegeben, anderen ist eine andere gegeben, damit allen dadurch genutzt sei."

Ich glaube, wir haben in den vorirdischen Ratsversammlungen heilige Versprechen in bezug auf unsere Rolle beim Aufbau

des Reiches Gottes auf Erden abgegeben. Dafür wurden uns die Gaben und Kräfte verheißen, die man für diese besonderen Aufgaben benötigt. Ich möchte noch einmal Präsident Kimball zitieren: „Denken Sie daran: in der Welt, in der wir vorher gelebt haben, sind den glaubenstreuen Frauen bestimmte Aufgaben übertragen worden, während die glaubenstreuen Männer zu bestimmten Aufgaben im Priestertum vorherordiniert worden sind . . . Sie sind für alles verantwortlich, womit Sie vor langer Zeit betraut worden sind, genauso verantwortlich wie diejenigen, die wir als Propheten und Apostel bestätigen!" (*Der Stern,* Mai 1980, S. 176.) Ich glaube auch, daß die Aufgaben und Rollen der einzelnen Frauen so verschieden sind wie die von Mann und Frau.

Wir sind alle gelehrt worden, uns jemand zum Vorbild zu nehmen. Es ist gut, jemand zu haben, zu dem man aufschauen kann. Es liegt jedoch eine große Gefahr in dem Wunsch, daß man zu sehr wie jemand anders sein möchte, denn dann empfinden wir Rivalität und Versagen. Keine zwei Menschen sind gleich. Manchen Frauen ist eine große Familie gegeben worden, anderen eine kleine, wieder anderen gar keine. Viele setzen als Ehefrau ihre Gaben und Fähigkeiten dafür ein, daß sie ihren Mann bei seiner Arbeit als Kommunalpolitiker oder Unternehmer, Pfahlpräsident, Bischof oder Generalautorität unterstützen und die Entwicklung ihrer Kinder fördern. Andere Frauen wenden diese Gaben und Fähigkeiten an, indem sie selbst Führungsaufgaben wahrnehmen. Wieder andere Frauen machen von ihren Gaben in der Weise Gebrauch, daß sie beide der beschriebenen Rollen spielen. Wir alle wissen, daß beispielsweise Mary Fielding Smith und Eliza R. Snow sehr verschiedene Aufgaben hatten. Trotzdem strebten beide eifrig nach dem Willen des Herrn. Beide wollten heiraten und Kinder haben. Beide gaben alles, was sie hatten, für das Reich Gottes.

Unsere größte Aufgabe ist demnach, daß wir ein hinreichend würdiges Leben führen, so daß wir Schritt für Schritt erkennen, was der Wille des Herrn für uns ist, eingedenk der Tatsache, daß wir gelegentlich wegen weltlicher Trends und aus Eitelkeit vielleicht etwas wünschen, was unseren vor langer Zeit geschlossenen Bündnissen widerspricht. Wir sollten bereit sein, so zu leben und zu beten wie Maria, die Mutter Jesu, die folgendes gesagt hat, nachdem ihr der Engel ihren Auftrag verkündet hatte: „Mir geschehe, wie du es gesagt hast." (Lk 1:38.)

Ich möchte kurz ein persönliches Beispiel anführen.

Schwester Ardeth Kapp, die früher Ratgeberin in der JD-Präsidentschaft war, wohnt nur ein paar Häuser von mir entfernt. Sie wissen, daß sie wirklich etwas Einzigartiges für das Reich Gottes geleistet hat. Schwester Kapp ist eine der reinsten, liebsten und stärksten Frauen, die ich kenne. Ihr Mann, Bruder Heber Kapp, ist uns als unser Pfahlpräsident eine große Stärke. Die Kapps sind bisher nicht mit Kindern gesegnet worden. Ebenfalls ein paar Häuser von mir entfernt, in entgegengesetzter Richtung, wohnt Joan Quinn, ebenfalls eine der reinsten, liebsten und stärksten Frauen, die ich kenne. Sie übt auf alle, die sie kennen, einen starken Einfluß aus. Ihr Mann, Ed Quinn, ist sehr intelligent und tüchtig. Auch er übt einen stetigen, inspirierenden Einfluß auf unser Leben aus. Die Quinns sind mit zwölf Kindern gesegnet worden. Mein Mann und ich tun im

Reich Gottes, was wir können. Wir sind mit drei Kindern gesegnet worden.
Ich kenne einige Frauen, die zwar noch nicht mit einem Ehepartner gesegnet sind, aber Tag für Tag beim Aufbau des Reiches Gottes mitwirken und mir durch den Umgang mit ihnen ein Segen sind. Vier sehr verschiedene Beispiele sind Carolyn Rasmus und Marilyn Arnold, die ich als liebe Freundinnen schätze, sowie Randi Greene, die talentierte Sekretärin meines Mannes, die unser Leben nicht nur auf beruflichem Gebiet, sondern auch persönlich bereichert, und die Krankenschwester, die mich vor kurzem während einer schweren Operation und den damit einhergehenden, fast tödlichen Komplikationen betreut hat. Man könnte die Liste der Frauen, die mir und der Kirche zum Segen gereichen, immer weiter fortsetzen. Was ich bei alldem sagen will, ist dies: Ardeth Knapp und Joan Quinn, Carolyn Rasmus und Marilyn Arnold, Randi Greene und Pat – sie sind alle sehr verschieden. Im Augenblick haben wir alle im Leben unterschiedliche Aufgaben. Vielleicht werden sich diese Aufgaben in den kommenden Jahren für jeden von uns ändern. Jede von uns muß das Rechte wollen, nach dem Rechten streben und alles, was sie hat, für das Reich Gottes geben – das Auge nur auf die Herrlichkeit Gottes und die mit ihm geschlossenen Bündnisse gerichtet.
Dazu müssen wir natürlich so leben, daß uns der Geist nahe ist, nämlich durch Beten, Lernen und ein rechtschaffenes Leben, damit wir nicht abgelenkt werden und damit wir selbstsüchtige Ziele meiden, denn diese würden die Absichten, die Gott mit uns hat, durchkreuzen und uns von diesen Absichten abbringen. Wenn dies nämlich geschieht, dann, so glaube ich, fühlen wir uns enttäuscht und verlassen, und wir fühlen nicht den inneren Frieden und die Sicherheit, die wir nur dadurch erlangen können, daß wir unsere Mission erfüllen. Worin unsere Rolle auch liegt, wir müssen sie durch eine rechtschaffene Lebensführung und durch persönliche Offenbarung suchen. Wir dürfen uns weder auf den Arm des Fleisches noch auf menschliche Ansichten stützen, sondern wir brauchen unseren eigenen Liahona. Genau das erwartet der Herr auch von den Priestertumsträgern.
Eigentlich soll durch dies alles betont werden: Wir schätzen diese Verschiedenartigkeit – nicht nur von Mann und Frau, sondern auch von Frau und Frau. Wenn ich über die Beziehung einer Frau mit ihren besonderen Aufgaben zu einem Mann mit seinen Priestertumsaufgaben spreche, finde ich es viel nützlicher, von Pflichten und Aufgaben zu sprechen – nicht von Rechten. Offen gesagt, ich habe die Bewegungen und die Demonstrationen, in denen für Rechte – des Mannes, der Frau oder sonstige Rechte – eingetreten wird, satt. Ich spreche lieber von Pflichten und möchte diese eindrucksvollen Zeilen des russischen Schriftstellers Alexander Solschenizyn zitieren:
„Im Westen wird es Zeit, daß man nicht mehr so sehr für die Menschen*rechte* sondern vielmehr für die Menschen*pflichten* eintritt." (*National Review,* 7. Juli 1978, S. 838.)
Ich glaube, wenn wir uns unseren Pflichten widmen, werden unsere Rechte schon für sich selbst sorgen, seien es die Rechte des Mannes oder der Frau. Als mein Mann an der Yale-Universität an seinem Dr. phil. arbeitete und ich ihn unterstützte, bemerkte unsere Nachbarin, die gerade ihre Assistenzzeit als Psychiaterin durchmachte, eines Tages, daß mir

„Du sollst nicht deine Zeit müßig verbringen, auch sollst du nicht dein Talent vergraben, so daß es nicht bekannt wird.“

LuB 60:13

VON FREUND ZU FREUND

Elder Charles A. Didier

Die Kindheit ist ein herrlicher Lebensabschnitt. Wir entdecken so vieles in der Welt, die uns umgibt. Sie ist auch die Zeit, in der uns unsere Eltern die Grundsätze der Rechtschaffenheit lehren, die diese Welt regieren. Dadurch werden wir auf unsere vielen Aufgaben vorbereitet. Eine der wichtigsten Aufgaben, die uns der Erretter gestellt hat, ist die, daß wir Seelen zu ihm bringen sollen. Unser

geliebter Prophet, Präsident Spencer W. Kimball, fordert jeden Jungen auf, sich dafür bereitzumachen, ein würdiger Missionar zu werden. Viele Jungen und Mädchen möchten gern wissen, wie sie würdig werden können, als Missionar des Herrn Jesus Christus berufen zu werden. Die Eltern und die Priestertumsführer werden mithelfen, diese Frage zu beantworten, aber die endgültige Antwort liegt immer noch bei euch, denn was ihr jetzt als Kinder tut, wird zur Gewohnheit – zu einer guten Gewohnheit, wenn ihr euch gut verhaltet, oder zu einer schlechten Gewohnheit, wenn ihr euch schlecht verhaltet. Zusammengenommen bestimmen eure Gewohnheiten eure Persönlichkeit, und von eurer Persönlichkeit wird es teilweise abhängen, ob ihr die Lehren des Herrn befolgt oder nicht.

Ich möchte euch von einem wichtigen Grundsatz erzählen, der euch helfen kann, in eurem Wesen Christus ähnlicher zu werden. Wenn ihr diesem Grundsatz gehorcht, werdet ihr die Gebote des Herrn befolgen und die guten Eigenschaften entwickeln, die man braucht, um ein Missionar zu werden. Dieser Grundsatz wird im Buch ‚Lehre und Bündnisse' aufgestellt, und zwar im 60. Abschnitt, 13. Vers. Ihr könnt ihn euch dadurch merken, daß ihr euch eine Uhr vorstellt.

Was passiert, wenn euer Wecker nicht rechtzeitig oder überhaupt nicht klingelt? Nun ja, ihr kommt vielleicht zu spät zur Schule oder zu einer Versammlung, oder ihr verpaßt den Bus, und diese Verspätung bedrückt oder enttäuscht euch. Der klingelnde Wecker erinnert an eine Pflicht, nämlich daß es Zeit ist zu handeln. Ihr könnt euch den Wecker auch als Hilfsmittel vorstellen, das euch hilft, eure Zeit besser einzuteilen, vor allem, wenn es darum geht, die Arbeit für den Herrn zu tun.

Der Wecker funktioniert mit Hilfe einer Feder. Stellt euch einmal vor, was die Feder jedesmal durch ihre Kraft bewirkt, wenn ihr den Wecker klingeln hört. Sie bringt euch dazu, daß ihr aus dem Bett springt. Das Klingeln kann aber nur funktionieren, wenn ein Schlüssel da ist, mit dem die Feder aufgezogen wird. Eure Aufgabe ist es dann, darauf zu achten, daß ihr diesen Schlüssel auch immer benutzt. Wenn ihr vergeßt, die Feder aufzuziehen, dann gehen die Zeiger nicht, und der Wecker wird auch nicht klingeln.

Manchmal denke ich, kann man das Beten mit dem Aufziehen eines Weckers vergleichen, denn es ist der Schlüssel dafür, daß man mit dem Vater im Himmel spricht. Ebenso wie ein Wecker nur klingelt, wenn die Feder aufgezogen ist, könnt ihr auch mit dem Herrn nur dann in Verbindung stehen, wenn ihr den Schlüssel benutzt. Wenn ihr das tut, werdet ihr daran erinnert, daß ihr ein Kind Gottes seid, daß er euch beten hört, und daß er um euren Wunsch weiß, gehorsam zu sein.

Ich bin dankbar für meine Uhr, denn sie sagt mir nicht nur, wie spät es ist, sondern sie erinnert mich auch daran, daß es Zeit ist, ans Beten zu denken. Sie erinnert mich daran, daß ich meine Zeit nicht verschwenden darf und daß ich meine Fähigkeiten entwickeln und andere daran teilhaben lassen soll. Dies ist eine der Möglichkeiten, wie ich dem Vater im Himmel meine Liebe zeigen kann.

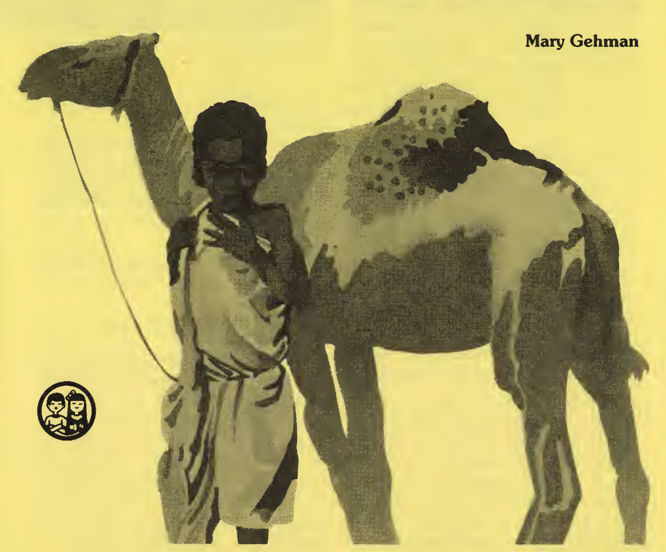
Wir sind Gottes Kinder, und unsere Zeit ist seine Zeit; er hat sie uns gegeben, damit wir ihm dienen können. ☐

Harun saß unter der einsamen Akazie, die ihn wie ein riesiger Regenschirm vor der heißen Sonne schützte. Er schaute zu der öden Siedlung somalischer Nomaden hinüber, die jetzt sein Zuhause war.

„Diese runden Hütten sehen fast genauso aus wie die Heuhaufen, die die Esel in Mogadischu im Land Somalia in Afrika immer zum Markt bringen", dachte er. Seine Augen schienen weit in die Ferne zu blicken. „Was Vati jetzt wohl macht?" grübelte er. „Ich würde so gern bei ihm zu Hause sitzen, mich an dem Wind freuen, der vom Meer kommt, und Muttis leckeren *bariis ijo marak* [Reis mit Schmorfleisch] essen. Unser Haus ist groß genug, daß man darin wohnen kann. Hier muß ich mich bücken, wenn ich in den *akal* [Hütte] gehen will. Er ist

Im Busch bei den Kamelen

Mary Gehman



gerade so groß, daß mehrere von uns darin schlafen können."

Das Land, das sich in allen Richtungen zum Horizont hin erstreckte, war so flach wie die flache Kornschwinge, die er Amina aus Borkenstreifen hatte flechten sehen. In der Nähe standen ein paar niedrige Büsche, und um sie herum scharten sich die Ziegen, wie Küken, die sich um die Henne scharen. In einiger Entfernung konnte er die große Kamelherde sehen, die zu der Siedlung gehörte. Alles war recht still, und Harun dachte weiter an sein Zuhause, das 800 Kilometer südlich lag. Dann erinnerte er sich an die Worte von Präsident Mohamed Sijad Barre. Er hatte den Schülern und Studenten, die hinausgeschickt worden waren, um die Leute lesen und schreiben zu lehren, folgendes gesagt: „Haddaad takaan bar, haddaadan akun baro." [Was ihr wißt, das lehrt; was ihr nicht wißt, das lernt.]

Harun war sicher, daß er vieles wußte, was er die Nomaden lehren konnte. Er brannte darauf, den Nomaden, die über 70 Prozent der Bevölkerung Somalias ausmachten, die Kunst des Lesens und Schreibens beizubringen.

Die somalische Sprache war noch nie geschrieben worden, sondern nur gesprochen – bis zum 21. Oktober 1972, als die seit drei Jahren bestehende Revolutionsregierung verkündete, nun werde man diese Sprache auch schreiben.

Harun fand es immer noch ein wenig seltsam, Somalisch zu schreiben und zu lesen. Zum Lesen hatte für ihn immer eine fremde Sprache gehört. Es war für ihn so wie für jemand, der zu Hause Deutsch spricht, aber woanders Französisch sprechen und lesen muß – keine deutschen Bücher oder Zeitschriften, so



Ein junger Bursche aus der Stadt lernt, wie man ein Kamel belädt.

daß alles auf Französisch gelesen und geschrieben werden muß.

Harun war erst vier, als man begann, ihn zu unterrichten, und er anfing, den Koran zu studieren, das heilige Buch der Moslems. Er sang die arabischen Worte mit seinen Klassenkameraden, aber er verstand sie nicht.

Mit sieben fing er an, Englisch zu lernen. „This is a book", sagte die Lehrerin in dieser Schule.

Und dreißig Stimmen wiederholten: „This is a book."

Alle Somalis, die früher zur Schule gegangen waren, hatten eine Fremdsprache erlernen müssen, aber es hatte keine Möglichkeit gegeben, ihre Muttersprache lesen und schreiben zu lernen. Nur ungefähr 5 Prozent der Bevölkerung konnten eine richtige Schulbildung erhalten. Schon andere hatten versucht, die somalische Sprache zu schreiben, aber vor 1972 war es niemand gelungen.

Harun dachte daran, was für eine Aufregung an dem Tag herrschte, als bekanntgemacht wurde, daß man diese Sprache mit dem gleichen Alphabet schreiben werde, das er benutzt hatte, um Englisch zu lernen. Flugzeuge hatten über der ganzen Stadt Flugblätter abgeworfen, um den Leuten die gute Nachricht zu bringen.

Die Leute fingen sofort an, Somalisch lesen und schreiben zu lernen.

Drei Monate später sagte Haruns Vater, der in einer Regierungsbehörde arbeitete, zu seinem Sohn: „Nächste Woche muß ich eine Prüfung machen, ob ich Somalisch lesen und schreiben kann, sonst verliere ich meine Stelle."

In der gleichen Woche saß Harun einmal mit drei Freunden in einem Straßencafè und schlürfte ein würziges Getränk. Da kam Dschama herbeigelaufen und fuchtelte mit der ersten Ausgabe einer somalisch geschriebenen Tageszeitung herum. „Schaut euch das mal an!" rief er. Stolz las er den Namen vor: „Kiddigta Oktoobar." [Oktober-Stern.]

Bald beugten sich fünf Köpfe über die Seiten und sprachen die vertrauten Wörter nach, die gedruckt so seltsam aussahen.

Radio Mogadischu fing an, täglich Unterricht im Lesen und Schreiben zu senden. Jeder in der Stadt lernte jetzt lesen. In der ganzen Stadt wurden Kurse ins Leben gerufen.

Im August 1974 wurde der Feldzug gegen das Analphabetentum auf die Nomaden im Buschland ausgedehnt. Alle Schulen, ausgenommen technische Lehranstalten und die oberen Klassen, wurden für das laufende Jahr geschlossen. Schüler und Studenten ab 14 Jahren wurden ins Buschland gesandt, damit sie die Nomaden Somalisch lesen und schreiben lehrten.

Den einzelnen Landesteilen wurden Tausende von Schülern und Studenten zugeteilt. Einer von ihnen war Harun. Er war zu der Regierungsstelle gegangen, bei der die Ausrüstung zugeteilt wurde. „Nabad mijaa", lautete sein Gruß.

„Haah waa nabad wija", kam die fröhliche Antwort. „Hier hast du, was du brauchst, Harun: eine Decke für die kalten Nächte im Busch, eine Tafel zum Zusammenklappen; darein kannst du auch den Radiergummi, die Kugelschreiber und die Bleistifte tun; ein Lehrbuch und ein Klassenbuch. Nabad geljo. Llaah ha ku barakadeja." [Geh in Frieden; Gott segne dich.]

Harun begann mit großer Zuversicht, aber er stellte fest, daß der Nomadenhäuptling kein Interesse daran hatte, von einem jungen Burschen aus der Stadt zu lernen, der überhaupt nichts von Kamelen verstand. Nur die Kinder und einige Frauen kamen zum Unterricht – manchmal.

Harun sehnte sich nach der Bequemlichkeit im Haus seines Vaters, vor allem nach dem reichlichen Wasser zum Duschen. Er sehnte sich danach, mit Freunden reden zu können, denn die meisten Männer hier beachteten ihn nicht.

Als er schon ganz niedergeschlagen war, traf er Osman, einen früheren Schulkameraden, der mit einer anderen Nomadensippe umherzog. Osman war voll überschäumender Begeisterung von dem Feldzug gegen das Analphabetentum und davon, was er von den Nomaden alles lernte. „Ich habe sogar mitgeholfen, für diesen Marsch die Kamele zu beladen.", sagte er grinsend. „Ich hatte noch nie ein Kamel angefaßt. Und weißt du was?" Osman fuhr fort, indem er die



Aufmerksame Mädchen beim Unterricht.

Flanke des neben ihm stehenden Tieres streichelte: „Dieses Kamel hat sogar meinem Kommando gehorcht, aufzustehen, nachdem wir die Last aufgeladen hatten."

Als sie sich getrennt hatten, dachte Harun über Osmans Worte nach, auch darüber, daß diesem die Sache offenbar Spaß machte. „Ich habe nur an den einen Teil der Aufforderung des Präsidenten gedacht. Ich meine, soviel zu wissen, was die Nomaden lernen sollen, daß ich nicht daran gedacht habe, auch etwas von ihnen zu lernen." Leise wiederholte er die Worte des Präsidenten: „Haddaad takaan bar, haddaadan akun baro." [Was ihr wißt, das lehrt; was ihr nicht wißt, das lernt.]

An jenem Abend rückte er beim Lagerfeuer dichter an die Männer heran. Häuptling Abdi erzählte von früheren somalischen Helden. Harun war davon gefesselt. Kurz bevor er einschlief, dachte er, er sollte diese Geschichten auf Somalisch aufschreiben. Aber am nächsten Tag hatte er weder Zeit zu unterrichten noch Geschichten aufzuschreiben, denn die Sippe mußte weiterziehen, um neues Weideland zu finden.

Harun versuchte sich nützlich zu machen. Als sie sich an dem neuen Aufenthaltsort niedergelassen hatten, hatte er fast das Gefühl, zu der Gruppe zu gehören. Er fühlte sich jedoch auch krank und fiebrig. Er klagte nicht darüber, aber als Häuptling Abdi von der Krankheit hörte, war er besorgt. Er schickte einen jungen Mann los, eine besondere Pflanze zu suchen, die als Mittel gegen das Fieber verwendet wurde, und zu Harun sagte er: „Vielleicht möchtest du zu deinem Vater zurückkehren. Das Leben im Busch ist hart."

Aber Harun war fest entschlossen dazubleiben. Er wollte jetzt ebenso gern etwas lernen wie den anderen etwas beibringen. Als er wieder gesund war und der Häuptling beobachtete, daß Harun wirklich etwas über die Lebensweise der Nomaden lernen wollte, wurde er freundlicher. Er befahl seinen Leuten, am Unterricht teilzunehmen.

Nachmittags, wenn sich die jungen Leute unter den weit ausladenden Ästen einer Akazie versammelten, suchten manchmal die Kamele den Schatten. Es war ganz anders als in dem Klassenzimmer in der Stadt, wo Harun Englisch gelernt hatte. Hier hing die Tafel an einem Baum. Und der scharfe Geruch der Kamele durchzog die staubige Luft.

Einige Nomaden lernten sehr eifrig und halfen auch den anderen. Kleine Kinder sangen das Alphabet, während sie Ziegen hüteten. Sie schrieben die Buchstaben in den Staub, während die Ziegen alles fraßen, was sie finden konnten.

Eines Abends, als der Vollmond auf das Lager herabschien, las Harun der Gruppe eine Geschichte vor, die der Häuptling vor einigen Wochen erzählt hatte. Die Männer saßen hingerissen da. Zum erstenmal wurde ihnen irgendwie klar, daß diese Zeichen eine bekannte Geschichte erzählen konnten.

Häuptling Abdi war nachdenklich, als Harun fertig war. „Das ist gut, Harun", sagte er. „Wenn wir unsere Geschichten aufschreiben, werden unsere Kinder sie nicht vergessen. Ich muß diese Schrift auch lernen."

Häuptling Abdi wurde ein eifriger Schüler, und durch seinen ständigen Ansporn kamen auch die anderen regelmäßiger.

Später fand in Mogadischu ein großes Fest statt, als Harun und Tausende anderer Jungen und Mädchen nach einem achtmonatigen Aufenthalt bei den Nomaden in die Hauptstadt zurückkehrten. Eine Menschenmenge säumte die Straßen, um sie willkommen zu heißen und die Vollendung eines weiteren Abschnitts im Kampf gegen das Analphabetentum zu feiern.

Die Schulen wurden wieder geöffnet, und die jungen Leute wurden wieder Schüler und Studenten. Aber mit einem Unterschied. Die Erfahrungen im Busch hatten sie verändert. Einige Probleme ihres Landes verstanden sie jetzt besser. Viele hatten jetzt viel mehr Respekt vor den Fähigkeiten der Nomaden, die in der unwirtlichen Wüste überleben konnten. Sie schätzten nun auch mehr die somalische Nomadenkultur ihrer Vorfahren.

Sechs Monate später war Harun gerade auf dem Heimweg von der Schule. Er ging durch die belebten Straßen der Stadt, und da fing er plötzlich den starken, unverwechselbaren Geruch einer Kamelherde auf. Allerlei Erinnerungen schossen ihm durch den Kopf. Dann sah er, wie die Herde am Ende des Häuserblocks um die Ecke kam. Die Tiere rempelten sich gegenseitig, und die Autos und die Taxis hupten. Ein Mann aus dem Busch brachte gerade eine Herde zum Schlachthof. Harun ging auf den Nomaden zu, um mit ihm zu sprechen, und fand heraus, daß er Häuptling Abdis Sippe gut kannte.

Der Mann übergab Harun einen Brief, dem man ansah, daß ihn der Mann viele Tage in den Falten seines Hemdes getragen hatte. Harun öffnete ihn und las die Grüße vieler Mitglieder der Sippe. Häuptling Abdi hatte selbst geschrieben. Er dankte Harun, daß er ihn und seine Leute unterrichtet habe.

Harun war glücklich darüber, daß er wußte: auch Abdi handelte nach den Worten des Präsidenten: „Was ihr wißt, das lehrt; was ihr nicht wißt, das lernt." ☐

Fotos von der Verfasserin.





Kletteraffenrätsel

Roberta Fairall



Zwischen den Blättern ist allerlei versteckt: ein Papagei, ein Salamander, eine Banane, eine Schnecke, ein Faultier, eine Biene, ein Ameisenbär, ein Schmetterling, ein Kolibri, eine Schlange, eine Kröte und eine Pfeilspitze. Kannst du alles finden?

die Überarbeitung deutlich anzusehen sei. Mein Mann studierte damals nicht nur fleißig und versuchte, ein Vierjahresstudium in drei Jahren zu schaffen, sondern war auch noch in der Pfahlpräsidentschaft, und um ein wenig hinzuzuverdienen, unterrichtete er zwei Institutsklassen an der Yale-Universität und eine am Amherst College, wofür er einmal die Woche je 145 Kilometer hin- und zurückfahren mußte. Ich war mit zwei Kleinkin-

Jede von uns muß das Rechte wollen, nach dem Rechten streben und alles, was sie hat, für das Reich Gottes geben.

dern zu Hause und versuchte unser dürftiges Einkommen zu strecken. Außerdem war ich in der Kirche eifrig als FHV-Leiterin tätig. Die erwähnte Nachbarin sagte aus Besorgnis und weil sie mir helfen wollte: „Pat, warum forderst du denn nicht dein Recht, anstatt dir das alles gefallen zu lassen?" Durch Beten wußte ich damals aber, daß meine Rechte – was immer diese Rechte waren – im Licht meiner Pflicht, bestimmte Fernziele zu verfolgen, zu betrachten waren. Ich habe es nie so gesehen, daß die Promotion meines Mannes nur *seiner* Zukunft diente. Und er hat nie geglaubt, daß die Kinder nur mir gehören. In alldem haben wir zusammengestanden, und wir haben keine Kraft damit verschwendet, daß wir nach irgendwelchen Rechten verlangt hätten. Es war eine angespannte, schwierige Zeit, aber sie hat nur drei Jahre gedauert. Dadurch, daß ich meinen Mann damals unterstützt habe, habe ich jetzt die Zeit, das Geld und dazu großartige Möglichkeiten, um neben meinen Aufgaben als Frau und Mutter vielen Interessen nachzugehen und viele Gaben zu pflegen. Außerdem weiß ich – eine für mich wertvolle Erkenntnis –, daß es letztlich immer zu meiner Aufgabe und Mission gehören wird, anderen bei ihren Aufgaben liebevoll und auf vernünftige Art zu helfen – was mir auch besondere Freude bereitet.

Wenn Ihre Rolle oder Aufgabe darin besteht, jemand anders zu unterstützen – und bei vielen von uns ist dies der Fall –, müssen wir bereit sein, der Welt deutlich zu sagen, daß wir die Familie stärken wollen, ohne uns dafür entschuldigen zu müssen, und auch bereit sein und lernen, im persönlichen, gesellschaftlichen und theologischen Bereich unsere höchsten Ziele zu verfolgen.

Vor mehreren Monaten besuchte ich mit meinem Mann in Israel ein zweiwöchiges Seminar für Moslems, Christen und Juden. Chefredakteure und ehemalige Botschafter, Priester und Rabbiner, Universitätspräsidenten und Professoren nahmen daran teil. Während dieser zwei Wochen legte fast jeder Teilnehmer Wert darauf, mich nach der Stellung der Frau bei den Mormonen zu fragen. Obwohl viele der dort anwesenden Frauen ebenso lebten wie ich – nämlich zu Hause blieben und die Kinder aufzogen –,wurde ich als einzige gefragt.

Wir fallen zwangsläufig auf. Wir müssen das Licht auf dem Berg sein. Wir müssen lernen und uns bereitmachen, damit wir

uns deutlich ausdrücken und über unsere Prioritäten und unsere Rechte als Frauen in der Kirche die Wahrheit lehren können.

Betrachten wir im Licht dieser Pflichten (und nicht Rechte) die Offenbarung, die Joseph Smith im Gefängnis von Liberty empfing und die wir alle so sehr lieben gelernt haben. Ist es nicht ein seltsamer Gegensatz, daß gerade dort, wo es so wenige Rechte und so wenig Freiheit gab und wo Vollmacht so sehr mißbraucht wurde, eine tiefgründige Offenbarung über Rechte, Freiheit und die Ausübung von Vollmacht erteilt wurde? Ich nehme an, in einer solchen Situation schenken wir dem Herrn unsere ganze Aufmerksamkeit, und unser Leid (in diesem Fall Joseph Smiths Leid) dient ihm als Verständigungsmittel für sehr wichtige Weisungen. Diese sind im 121. Abschnitt des Buches ,Lehre und Bündnisse' zu finden.

Ich glaube, wenn wir uns unseren Pflichten widmen, werden unsere Rechte schon für sich selbst sorgen, seien es die Rechte des Mannes oder der Frau.

(Siehe LuB 121:34-37,39,41,42,45,46.)

Sehr wichtig erscheint mir folgendes: Wo der Herr zu dem Propheten Joseph Smith über Rechte spricht – und er spricht in der Tat von Rechten –, verbindet er dies mit allerlei Weisungen in bezug auf Pflichten und Aufgaben. Die Rechte des Priestertums sind von den Obliegenheiten nicht zu trennen, und dies gilt auch für die Rechte der Frauen. Man beachte die einleitenden Zeilen: Warum werden so wenige erwählt, wenn so viele berufen sind? „Weil sie ihr Herz so sehr auf die Dinge dieser Welt gesetzt haben und nach den Ehren der Menschen streben." (LuB 121:35.)

Diese Welt ist nicht unsere endgültige Heimat. Zwar müssen wir hier leben und ein sinnvolles Leben führen, doch sind wir als Christen nicht immer wirklich von dieser Welt. Und wir trachten auch nicht danach, von ihr gelobt zu werden. Ich zitiere noch einmal Präsident Kimball:

„Zu den wahren Heldinnen in der Welt, die in die Kirche kommen, werden Frauen zählen, die mehr um Rechtschaffenheit besorgt sind als um sich selbst. Diese Heldinnen haben echte Demut die der Rechtschaffenheit mehr Wert beimißt als dem Ansehen. Denken Sie daran, es ist genauso falsch, etwas zu tun, damit man von den Frauen gesehen wird, wie, etwas zu tun, damit man von den Männern gesehen wird." (Spencer W. Kimball, „Die Rolle der rechtschaffenen Frau", *Der Stern,* Mai 1980 S. 179.)

Diese Welt ist nicht unsere Heimat. Wir dürfen unser Herz nicht zu sehr auf Irdisches setzen. Wir dürfen nicht mehr danach trachten, von Menschen gelobt zu werden, als danach, von Gott gelobt zu werden. Wir dürfen es nicht, wenn wir daran glauben, daß das Reich Gottes, wie wir es in der Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage kennen, unter Gottes Hand vorwärtsschreitet, damit das Himmelreich kommen kann. (Siehe LuB 65:6.) Nichts darf uns von diesem Glauben und der Mission abbringen, darauf

hinzuwirken, daß der Friedensfürst im Triumph wiederkehrt. Vergessen wir nicht: „Die Rechte des Priestertums [und der Frau] sind mit den Himmelskräften untrennbar verbunden, und die Himmelskräfte können nur nach den Grundsätzen der Rechtschaffenheit beherrscht und gebraucht werden." (LuB 121:36.)
Ist es nicht interessant, daß bei den Rechten, wie der Herr sie hier beschreibt, nicht vom Mann oder von der Frau die Rede ist? Zwar wird in diesem Vers vom Priestertum gesprochen, doch hängen die Rechte und Möglichkeiten jeder Frau gewiß genau von denselben Voraussetzungen ab. Diese Regeln gelten für jeden, ob männlich oder weiblich, schwarz oder weiß, geknechtet oder frei. (Siehe 2Ne 26:33.) Wenn wir die Gebote halten – Gebote, die uns allen gemeinsam sind –, wird dann nicht der Tag kommen, da Gott zum ewigen Lohn jedem, ob Mann oder Frau, sagen wird: „Sehr gut, du bist ein tüchtiger und treuer Diener. Du bist im Kleinen ein treuer Verwalter gewesen, ich will dir eine große Aufgabe übertragen" (Mt 25:21)?

Wenn der Herr von Rechtschaffenheit spricht, kommt es auf das Geschlecht überhaupt nicht an, und das veranlaßt mich zu der Frage: Warum verschwenden Männer und/oder Frauen in der Kirche so unglaublich viel Energie für Streitfragen wie das Verhältnis der Frau zum Priestertum?
Eine der möglichen Antworten auf diese Frage möchte ich selbst geben. Mir scheint, wenn irgendwo ein solcher Konflikt auftaucht, dann liegt dies daran, daß irgend jemand, sei es ein Mann oder eine Frau, nicht nach dem Evangelium Jesu Christi lebt. Damit möchte ich nicht sagen, daß gerade derjenige, den diese Frage beschäftigt, nicht nach dem Evangelium lebt. Dies kann der Fall sein, muß es aber nicht. Ich sage nur, daß in diesem Fall irgend jemand nicht nach dem Evangelium lebt. Irgendwo und irgendwie sind Versprechen nicht eingehalten, Verpflichtungen nicht erfüllt worden, und daraus ist ein Konflikt entstanden. Daraus ergibt sich für uns alle, ob Mann oder Frau, die Verpflichtung, so zu leben, wie es ‚Lehre und Bündnisse' 121 vorschreibt und wie es das Beispiel Christi verlangt. Wenn sich Mann und Frau in dieser Weise lieben und solche Versprechen gegeben werden, ist kein Platz mehr für den Kummer, die Verzweiflung und die Enttäuschungen dieser Welt. Ich glaube von ganzem Herzen daran. Wir müssen an unsere Aufgaben vom Standpunkt des Evangeliums (oder des Priestertums) aus herangehen und nicht vom Standpunkt eines Mannes oder einer Frau. Für alle, die getreu sind, bestehen Verheißungen. Ich verweise noch einmal auf die im 45. und im 46. Vers erwähnten kostbaren Gaben.
Zum Schluß möchte ich noch ein praktisches Beispiel anführen, bei dem es um eine Frau geht, die nicht Mitglied der Kirche ist. Präsident Dallin H. Oaks (der ehemalige Präsident der BrighamYoung-Universität) hat mir davon erzählt. Es verdeutlicht in inspirierender Weise genau das, was ich über Entscheidungen und Verpflichtungen zu sagen versuche. Als junger Professor der Rechtswissenschaft war Präsident Oaks viel mit Richter Lewis M. Powell zusammen, der jetzt dem Obersten Gerichtshof der Vereinigten Staaten angehört. Richter Powells Tochter hatte gerade ihr Examen an einer ausgezeichneten juristischen Fakultät abgelegt, und nun eröffnete sie eine sehr erfolgreiche Anwaltspraxis. Fast zur glei-

chen Zeit heiratete sie. Einige Zeit danach bekam sie ihr erstes Kind. Bei einem Höflichkeitsbesuch als Freund der Familie war Präsident Oaks angenehm überrascht, daß diese junge Mutter den ganzen Tag zu Hause bei ihrem Kind blieb. Auf eine Frage zu dieser Entscheidung antwortete die junge Frau: „Nun ja, irgendwann mache ich vielleicht wieder in der Anwaltspraxis weiter, aber nicht jetzt. Für mich war dies eine einfache Sache: Um meine Mandanten kann sich jeder andere kümmern, aber nur ich kann diesem Kind eine Mutter sein." Was für eine treffende Antwort! Die Sache war für sie anscheinend einfach, weil sie sie nicht unter dem Gesichtspunkt von Rechten sah, sondern in erster Linie unter dem Gesichtspunkt der Pflicht. Ich glaube, die Sache wäre nicht so einfach gewesen, wenn ihre Einstellung gelautet hätte: „Das ist schließlich *meine* Karriere!" oder: „Das ist *mein* Leben!" Es ging ihr mehr um ihre Pflicht. In diesem Licht gesehen, war die Sache ganz einfach.

Wir alle haben Rechte und dazu die Freiheit, davon Gebrauch zu machen. Soviel hat uns der Herr verheißen. Wesentlich ist, daß wir uns als Frauen in der Kirche nicht zu rechtschaffenen Entscheidungen gezwungen fühlen, sondern aus eigenem Willen und eigenem Eifer dazu gelangen. Darin, daß man sich zu etwas gezwungen fühlt, liegt ein Teil des Leides, der Kümmernis und der inneren Not begründet, von denen wir hören. Wir sollen eifrig und mit viel Beten nach dem Licht streben, das Herz und Sinn belebt, so daß wir das Resultat einer rechtschaffenen Entscheidung wahrhaft wünschen. Wir sollen darum beten, alles so zu sehen, wie Gott es sieht, und unser Denken dergestalt umstellen, daß wir alles vom Standpunkt der Ewigkeit aus sehen können. Wenn wir zu oft auf das hören, was die Welt sagt, verlieren wir die Richtung und geraten unter schlechten Einfluß. Der Geist muß uns zu einem festen Angelpunkt werden, und dies erfordert tägliche Wachsamkeit. □

Wenn wir zu oft auf weltliche Stimmen hören, verlieren wir die Richtung und geraten unter schlechten Einfluß. Der Geist muß uns zu einem festen Angelpunkt werden.

(Aus einer Ansprache, die am 1. Februar 1980 bei der Schwesternkonferenz an der Brigham-Young-Universität gehalten wurde. Abdruck mit Erlaubnis von Brigham-Young-University Press.)

EIN ZEUGNIS VOM BETEN

Susan Tanner Holmes

Während einer Abendmahlsversammlung lernte ich einmal besser verstehen, welch große Bedeutung dem Einfluß der Lehren einer Mutter zukommt. Ein junger zurückgekehrter Missionar, Clint Jordan, erzählte uns gerade von seiner Mission und von allerlei, was er erlebt hatte, während er das Evangelium verkündet hatte.

Dann aber sagte er etwas, was mich aufhorchen ließ. „Dies alles hätte ich nie erlebt", sagte er, „wenn meine Mutter mich nicht den wahren Wert des Betens gelehrt hätte."

Er fuhr fort: „Ich kann noch immer die Stimme meiner Mutter hören, die mir immer wieder sagt: ‚Clint, du brauchst nie Angst zu haben. Immer wenn du allein bist oder anfängst, dich zu fürchten, mußt du daran denken, daß der Vater im Himmel immer bei dir ist.'"

Diese Worte, so erzählte er, hätten ihm viele Male Trost und Kraft gegeben. Seine erste eindrucksvolle Gebetserhörung – ein für ihn kostbares Erlebnis –, zeigte deutlich, wie nützlich es ist, ein Kind schon früh zu belehren.

Als kleiner Junge mußte er jeden Tag frühmorgens die drei Kilometer bis zur Weide gehen und die Kühe der Familie zum Melken holen. Unterwegs bemerkte er immer die goldenen und orangefarbenen Sonnenstrahlen, die aus den Wolken hervorleuchteten, oder er sah den funkelnden Tau auf den großen Blättern der Sonnenblumen.

An einem Morgen war es jedoch anders. Über der Erde hing tiefer Nebel, und als der Junge weiter auf die Weide zuging, wurde der Nebel noch dichter. Bevor die Sonne hinter den Bergen hervorkam, schloß ihn der Nebel allmählich ein. Er fing an zu pfeifen, um die Angst zu unterdrücken, die in ihm aufkam. Doch trotz des Pfeifens fing er in seiner Einsamkeit an zu zittern, und er fürchtete sich vor der Finsternis, die ihn wie eine nasse, schwarze Decke einzuhüllen schien.

Als er sich den Elementen schon völlig ausgeliefert fühlte, erinnerte er sich an den Rat seiner Mutter: „Du brauchst nie Angst zu haben. Denke daran, der Vater im Himmel ist immer bei dir."

Der sechsjährige Clint kniete auf dem vom Tau durchnäßten Gras nieder und betete zu dem Einen, der ihm helfen konnte. Sein kindlicher Glaube war nicht vergeblich. Er begann sich ruhiger zu fühlen, und als er die Augen öffnete, sah er eine Kuh, die dicht an ihm vorbeigegangen und auf dem Weg nach Hause war. Eine leise, innere Stimme sagte ihm, er solle dem Tier folgen. Er folgte ihm dicht auf den Fersen, und bald gelangte

Fortsetzung auf Seite 36



CATHERINES GLAUBE

Skizzen aus dem Leben von Catherine Jane Cottam Romney

Clifford J. und Marsha Romney Stratton

Man schrieb das Jahr 1888. In Colonia Juarez in Mexico war Winter, und die Romneys waren dem Verhungern nahe. Miles, Catherines Mann, war seit Monaten fort; er versuchte, anderswo Arbeit zu finden. Trotz Catherines Umsicht und Sparsamkeit hatten sie fast nichts mehr zu essen. Mit viel Beten durchdachte sie die verschiedenen Möglichkeiten. Dann schickte sie ihren zwölfjährigen Sohn Thomas und ihren vierzehnjährigen Sohn George zum Jagen los. Keiner der Jungen hatte je mit einem Gewehr geschossen, und sie allein in die Berge und in die Wildnis zu schicken, bedeutete, sie einigen Gefahren auszusetzen; aber andernfalls drohte der Hungertod. Sie nahmen die Winchesterbüchse der Familie und gingen frohen Herzens den Spring Creek aufwärts.

Ungefähr eineinhalb Kilometer flußaufwärts sahen sie plötzlich einen großen Rehbock. Er war etwa siebzig Meter entfernt und kehrte ihnen die Längsseite zu. George zielte aufgeregt und feuerte. Neugierig wandte der Bock den Kopf und schaute sie an. Anscheinend war er über den Lärm verdutzt. Der zweite Schuß traf ihn direkt zwischen die Augen, obwohl George mitten auf den Körper gezielt hatte.

Als ihre Aufregung nachließ, bemerkten sie, daß sie kein Messer bei sich hatten und daß keine Möglichkeit bestand, den Bock nach Hause zu schleppen. George lief nach Hause, um ein Messer zu holen, während Thomas Wache stand. Letzteres war keine geringe Aufgabe, denn er war barfüßig und mußte ständig rennen und gehen, damit ihm die Füße nicht erfroren.

Es schneite, als George mit den zwei jüngeren Brüdern zurückkam. Der eine war zehn, der andere elf Jahre alt, und alle waren barfüßig. Ihre Kräfte reichten nicht, das Tier aufzuschneiden, und so fingen sie an, es nach Hause zu ziehen – eine Entfernung von sechs Kilometern! Alle paar Meter mußten sie sich ausruhen, und selbst als sich ihnen Catherine

etwas später anschloß, kamen sie nur langsam voran. So waren sie sehr dankbar, als sie aufblickten und einen Nachbarn, Helaman Pratt, sahen, der ihnen auf einem Maultier entgegenkam. Er hatte den Schuß gehört und kam, um zu helfen.

Beim Abendessen ließen sie sich das schmackhafteste Wildbret munden, das sie je gekostet hatten.

Diese Begebenheit bedeutete der Familie sehr viel, und sie wurde den Kindern und Enkeln immer wieder erzählt, darunter auch der Enkeltochter Camilla Eyring, die später Spencer W. Kimball heiratete.

Aber wenn sie von Catherine sprachen, erzählten sie gewöhnlich mehr als diese Begebenheit. Catherine wurde am 7. Januar 1855 geboren, 16 Monate nachdem ihre Eltern als Pioniere in Salt Lake angekommen waren. Sie war sieben, als ihre Familie berufen wurde, bei der Besiedlung von Saint George in Utah zu helfen. Catherine erinnerte sich später an ihr erstes Weihnachten im Süden von Utah. In ihrem Strumpf fand sie ein paar Stücke Zuckerkandis, ein paar Rosinen und eine Scheibe von einem Apfel, den ihre Mutter die ganze Strecke von Salt Lake City mitgebracht hatte. Ihr Vater schnitzte dreizehn Puppen, und ein künstlerisch begabter Nachbar malte sie so an, daß sie Gesicht und Haare hatten. Zu diesem Weihnachtsfest bekamen Catherine und zwölf andere kleine Mädchen eine Puppe.

Als Catherine 19 war, wurde sie im Endowment House in Salt Lake City mit Miles Park Romney getraut, einem Kolonisten aus dem Süden von Utah. Man erinnert sich, daß sie hübsch und still war, mit roten Wangen und braunen Augen. Ihr pechschwarzes Haar reichte ihr bis unter die Taille, wenn es nicht zurechtgemacht war. Sie war auch dafür bekannt, daß sie sehr beherrscht war. Catherine und Miles hatten neun Kinder.

Catherines Glaube war stark, und es gab zahlreiche Anlässe, diesen Glauben auszuüben. Als Miles einmal fort war, litt der dreijährige Junius, ihr drittes Kind, so schrecklich an einer Ohrentzündung, daß sie um sein Leben fürchtete. Verzweifelt betete sie um Hilfe, und sie fühlte sich dazu inspiriert, ihn vom Pfahlpatriarchen segnen zu lassen. Sie wickelte ihren Sohn ein und trug ihn zum Patriarchen. Dieser verhieß Catherine in dem Segen, wenn ihr Glaube stark genug sei, werde Junius keine weiteren Beschwerden mit dem Ohr haben, und er werde noch ein bedeutender Führer in der Kirche werden. Noch während der Patriarch sprach, hörte Junius auf zu schreien und fiel, seit Wochen zum erstenmal, in einen tiefen Schlaf. Später zog er selbst sechs Kinder groß und wurde, noch bevor er dreißig war, Präsident des Juarez-Pfahls in Mexiko.

Ein anderes Mal fiel einer ihrer Söhne vom Wagen. Der eiserne Rand eines Rades streifte seinen Kopf und trennte ihm das Ohr ab. Catherine setzte das Ohr wieder an und zog einen Strumpf über den Kopf, so daß das Ohr haften blieb. Es heilte wieder richtig an, und als er erwachsen war, konnte niemand mehr sehen, welches Ohr verletzt worden war.

1881 wurde die Familie nach Arizona gerufen, das damals ein rauhes Grenzland war, vor allem wegen der gegen die Heiligen der Letzten Tage gerichteten Verfolgungen. Kurz nach ihrer Ankunft wurde Nathan Cram Tenney, ein Mitglied der Kirche, erschossen, als er versuchte, eine Schießerei zwischen zwei Banden zu beenden.

Die Romneys wurden besonders heftig

verfolgt, weil Miles in seiner Zeitung beredtsam und furchtlos gegen das Unrecht zu Felde zog. Eines Nachmittags wurde er von zwei Schurken verprügelt, bis er das Bewußtsein verlor. Seine kleinen Kinder mußten mehrere Kilometer laufen, um Hilfe zu holen. Einmal bot eine Bande aus Saint Johns in Arizona mehrere tausend Dollar Belohnung für seine Gefangennahme, ob tot oder lebendig. Ein anderes Mal wurde das Haus vom Pöbel beschossen, während Catherine ihre Kinder zwischen einer Couch und der Wand verbarg.

Schließlich begab sich Miles nach Salt Lake City, um Brigham Young die Situation zu berichten. Daraufhin wurden noch einige Familien nach Saint Johns gesandt, so daß das Zahlenverhältnis zwischen den Mormonen und ihren Verfolgern ein wenig verändert wurde.

Die Familie wurde indes weiter verfolgt, und schließlich bekam Miles von Elder John Taylor vom Kollegium der Zwölf die Empfehlung, nach Mexiko zu gehen. Während er dort für Catherine und die Kinder ein Zuhause vorbereitete, gingen diese nach Saint George in Utah zurück. Dort, bei Catherines Familie, verbrachten sie die nächsten zwei Jahre. In der Zeit kamen sie auch mit Präsident Wilford Woodruff zusammen, als dieser im Hause ihrer Eltern Zuflucht vor seinen Verfolgern suchte.

Diese Reise nach Mexiko konnte mit dem Zug unternommen werden. Unterwegs erkrankten jedoch mehrere Kinder an Scharlach, und eines von ihnen, Claude, starb bald nach der Ankunft in Colonia Juarez in Mexiko an einer Lungenentzündung.

Ihre erste Unterkunft in Mexiko war eine in das Flußufer gegrabene Höhlung, und Catherine stillte ihr Bedürfnis nach Schönem, indem sie am Fluß entlang spazierenging, wilde Blumen pflückte und Körbe flocht. Später erinnerten sich die Kinder an die Abende, an denen sie mit ihren Eltern sangen. Catherine hatte eine wohlklingende Sopranstimme. Auch erinnerten sie sich an Picknicks und Spiele, Partys und Tanzen sowie an die Bonbons, die sie selbst herstellten. Zum Leben der Familie gehörte auch, daß man einander Geschichten erzählte und mit den Nachbarn plauderte.

1902 erlitt Miles einen Herzstillstand. Sein Leben blieb zwar erhalten, doch starb er zwei Jahre später an einem zweiten Anfall. Die eine Tochter, Lula, erinnert sich, daß sie zum darauffolgenden Weihnachtsfest keinen Baum hatten, obwohl sie in den Strümpfen Geschenke hatten: „Ich fürchte, ich habe gezeigt, daß ich enttäuscht war und mich selbst bemitleidete, denn Mutter sagte mir, sobald ich mit dem Frühstück fertig sei, solle ich fortgehen, um etwas für sie zu erledigen. Ich tat es sehr widerwillig, denn der Weg war weit, und ich mußte auf die andere Seite der Bahnlinie zu einem älteren Ehepaar, das mir fremd war. Ich sollte den roten Wagen ziehen, in dem sonst mein kleiner Bruder, der verkrüppelt war, zur Sonntagsschule gefahren wurde. Ich sah zu, wie meine Mutter eine Decke, ein Kissen und einen Teil unseres Weihnachtsessens in den Wagen legte – Truthahn mit allen Beilagen, Krapfen, Butter usw.

Klopfe einfach an und sage: ‚Fröhliche Weihnacht!', sagte sie. ‚Dann kannst du schnell nach Hause kommen und spielen.'

Es war nicht schwer, die Stelle zu finden – eine kleine Lehmhütte, die einsam in der Prärie stand. Eine kleine alte Frau öffnete auf mein Klopfen.

‚Fröhliche Weihnacht!‘ sagte ich.
‚Du bist ja ein richtiger kleiner Weihnachtsengel‘, sagte sie und gab mir einen Kuß. Da keine Treppe vorhanden war, zog sie den Wagen herein, um auszupacken. Ein alter Mann mit einem langen, weißen Bart saß da und starrte auf das kleine Feuer im Kamin.
‚Guck mal, John‘, sagte sie, ‚was uns der barmherzige Herr geschickt hat!‘
Diese Worte kamen mir seltsam vor, denn ich wußte, daß meine Mutter die Sachen geschickt hatte und nicht der Herr. Der alte Mann antwortete nicht; er schaute nicht einmal auf, und da merkte ich, daß er taub war. Die Reste des kümmerlichen Frühstücks standen noch auf dem Tisch. Indem die Frau darauf zeigte, sagte sie: ‚Sieh mal, das ist alles, was wir zum Mittagessen gehabt hätten, wenn du nicht gekommen wärst.‘
Als ich, nach einem weiteren Kuß, die Hütte verließ, durchströmte mich ein frohes, friedliches Gefühl. Wie froh war ich, daß meine Mutter mich losgeschickt hatte, damit jemand zu Weihnachten nicht Hunger leiden müsse! Ich hüpfte fast den ganzen Weg nach Hause, und ich bin sicher, daß das Weihnachtsessen an dem Tag niemandem mehr geschmeckt hat als mir.“

Während der mexikanischen Revolution mußte Catherine innerhalb von fünfzehn Minuten das Haus verlassen. Sie versteckte das Silber und das Geschirr, ließ einen Kuchen im Ofen, den sie gerade buk; und die Hühnchen ließ sie weiter auf dem Herd braten. Sie nahm nur einen Ballen Bettzeug und einen Koffer mit dringend notwendigen Gegenständen. Dann schloß sie leise die Tür des vierten Hauses, aus dem sie wegen ihrer Religion vertrieben wurde. Als sie fortfuhren, standen zwei Töchter hinten im Wagen auf und begannen zu singen: „Wenn du in des Lebens Stürmen bist verzagt.“ Lula sah, wie ihrer Mutter Tränen über die Wangen liefen, wie sie einen letzten Blick auf das Grab ihres Mannes warf und dann den Kindern zulächelte.

Catherine arbeitete im Tempel in Saint George (Utah), bis sie schwer krank wurde. Sie rief ihre Kinder, soweit sie erreichbar waren, zu sich, und bat sie, um ihr Bett niederzuknien und darum zu beten, daß sie entweder geheilt werde oder zu ihrem Mann und ihrem Sohn auf die andere Seite des Schleiers kommen könne. Bald darauf, am 6. Januar 1918, verschied sie still. □

Ein Zeugnis vom Beten (Fortsetzung von Seite 31)

er zu der Scheune, in der sein Vater gerade Vorbereitungen zum Melken traf. Nun war er in Sicherheit.
Jetzt stand Clint als junger Mann von 21 Jahren vor uns und sagte uns, wie dankbar er sei für die Erfahrungen seiner Kindheit und für das, was er damals gelernt habe. Die Erinnerung an diese Tage hatte ihm in vielen Prüfungen und Schwankungen geholfen. Er habe, so verkündete er, ein starkes Zeugnis vom Beten, und dieses Zeugnis sei auf die Lehren seiner Mutter gegründet.
Als ich nach der Versammlung meine Kinder zusammenholte, konnte ich noch die Macht dieses Zeugnisses fühlen. Das Beispiel einer Mutter und ihres Sohnes hatte mich in dem Entschluß bestärkt, meinen kleinen Kindern die gleiche Erkenntnis vom Beten mitzugeben. □

WENN FREUNDE IN NOT SIND

Ann Edwards-Cannon

Während meines ersten Jahres an der Oberschule starb die jüngste Schwester einer meiner besten Freundinnen im Herbst an Leukämie. An dem Tag, als ich davon erfuhr, sah ich meine Freundin aus einiger Entfernung, wie sie an der Bushaltestelle abseits von den anderen stand. Ich konnte ihr ihren Kummer ansehen, und ich sehnte mich danach, etwas zu tun, um sie zu trösten,



aber die Situation machte mich plötzlich scheu. Obwohl ich das Mädchen schon seit Jahren kannte, wußte ich nicht, was ich sagen oder tun sollte, und so mied ich sie. Einige Zeit später, als der Schock meiner Freundin über den Tod ihrer Schwester nachgelassen hatte, sagte sie zu mir: „Ich habe es immer merkwürdig gefunden, daß keiner von euch etwas zu mir gesagt hat, als Katy gestorben ist – du nicht und meine anderen Freundinnen auch nicht.“

Als unser Vater im Himmel Vorkehrungen für unser irdisches Leben traf, wußte er natürlich, daß wir alle eines Tages Kummer durchmachen würden. Schmerzliche Veränderungen, Krankheit, Tod – alldem können wir nicht ausweichen. Falls es aber etwas gibt, was noch schwieriger ist, als mit derlei selbst fertig zu werden, ist es vielleicht dies: Man sieht, wie ein guter Freund versucht, damit fertig zu werden. Oft fühlen wir uns hilflos, wenn wir sehen, wie ein Freund mit einem tragischen Ereignis fertig zu werden versucht. „Was kann ich nur sagen? Was kann ich tun?“ fragen wir uns dann wohl. Leider handeln viele von uns aus diesem Gefühl der Hilflosigkeit so wie ich und kehren dem Problem einfach den Rücken.

Aus der Schrift geht klar hervor, daß wir das nicht tun sollen. In Wort und Tat hat der Erretter gezeigt, daß wir jemand, der Leid trägt, nicht vernachlässigen dürfen. Erinnern wir uns zum Beispiel daran, wie er auf die Nachricht von Lazarus' Tod reagiert hat. Johannes berichtet uns, daß Jesus weinte. (Siehe Joh 11:35.) Obwohl Christus gewiß wußte, daß er Lazarus von den Toten erwecken konnte, taten ihm Maria und Marta, mit denen er befreundet war, so leid, daß er weinte. Um ihnen ihren Kummer zu nehmen und seinen Vater zu verherrlichen tat er etwas Außergewöhnliches: er gebot Lazarus, ins Reich der Lebenden zurückzukehren. Vielleicht können wir nicht so wie Christus Wunder vollbringen, aber wie bei allem können wir seinem Beispiel folgen und Anteil nehmen. Was können wir dann tun, wenn ein Freund Leid durchmacht? Zum Wichtigsten und zugleich Schwierigsten gehört wohl, daß wir das Problem des anderen offen anerkennen. Meine Freundin hat sich so geäußert: „Wenn einer von euch zu mir gekommen wäre und gesagt hätte: ‚Das tut mir leid‘, dann hätten wir uns beide wohler gefühlt und wären nicht mehr so befangen zueinander und gegenüber der Situation gewesen.“ Wir dürfen auf keinen Fall zulassen, daß ein tragisches Ereignis die Verständigung unterbricht. Mitgefühl, in Worte gekleidet, ist vielleicht genau das, was ein Freund, der Kummer hat, braucht.

An dieser Stelle ist jedoch auch eine Warnung vonnöten. Ich war mit einem Jungen namens Doug bekannt, der mit ungefähr dreizehn Jahren durch einen Autounfall seinen Vater verlor. Obwohl er wußte, daß alle es gut meinten, war es schwer für ihn, seine Kameraden, deren Eltern noch lebten, sagen zu hören: „Ich verstehe *genau,* wie dir zumute ist.“ Wahrscheinlich verstanden sie es gerade nicht, und dadurch klangen ihre Worte gefühllos, auch wenn sie gut gemeint waren. Ein einfaches „Es tut mir leid“ wäre passender gewesen. Außerdem fühlte er sich von denen bedrängt, die es als ihre Pflicht ansahen, ihn jedesmal, wenn sie mit ihm zusammentrafen, dazu zu bringen, daß er „darüber rede“. Sobald seine Freunde ihr Mitgefühl einfach zum Ausdruck brachten und er dadurch ihre Anteilnahme und ihr Mitgefühl spür-

te, brachte er das Thema lieber von selbst zur Sprache.
So wichtig es auch ist, ein solches Problem offen anzuerkennen, so wäre es doch falsch zu glauben, mit Worten allein sei es schon getan. Auch wenn wir die Worte „Laß mich wissen, wenn ich dir irgendwie helfen kann“ ehrlich meinen, würden sich die meisten scheuen, uns um Hilfe zu bitten, weil sie fürchten, sie würden dadurch unsere Zeit zu sehr in Anspruch nehmen. Wieviel besser ist es da, selbst die Initiative zu ergreifen und etwas für einen Freund zu tun, bevor man darum gebeten wird.
Ich kenne ein Mädchen namens Diana. Diana wird immer dankbar dafür sein, was eine gute Freundin, ohne darum gebeten worden zu sein, in einer schwierigen Zeit ihres Lebens für sie getan hat. Als Diana 17 war, begann sie nämlich an starken, chronischen Depressionen zu leiden. Die Depressionen waren so schlimm, daß sie schließlich ärztliche Hilfe brauchte. Als ihre Freundin Rachel davon erfuhr, sorgte sie in aller Stille dafür, daß sie immer zur Verfügung stand, wenn Diana sie brauchte. Noch heute ist Diana überzeugt, daß die Telefonanrufe und die langen Spaziergänge, die Tennispartien und die langen Gespräche über allerlei Themen – auch über ihre Krankheit – entscheidend dazu beigetragen haben, daß sie wieder ganz gesund und munter ist.
Schließlich dürfen wir auch nicht vergessen, daß die Folgen eines tragischen Ereignisses häufig sehr lange anhalten. Schmerz und Kummer gehen nicht immer schnell vorüber, und oft braucht man sehr viel Zeit, um solchen Kummer zu bewältigen. Wir müssen uns davor hüten, zu glauben, jemand, der zu seinen normalen Aktivitäten zurückgekehrt ist, brauche allein schon deshalb keine besondere Aufmerksamkeit mehr.
Ein Junge namens Stan hat mir folgendes Erlebnis erzählt. An einem Nachmittag im Sommer wurde sein jüngerer Bruder in einen Unfall verwickelt, durch den er von der Hüfte abwärts gelähmt wurde. Unmittelbar nach dem Unfall waren sowohl die Freunde beider Jungen als auch die Mitglieder der Gemeinde sehr hilfsbereit und aufmerksam. Innerhalb weniger Wochen wurden die Besuche und die Angebote, Hilfe zu leisten, immer weniger. Es dauerte nicht lange und Stan, sein Bruder und die übrige Familie fühlten sich wegen dieses tragischen Ereignisses isoliert. Ein paar kurze Wochen genügten einfach nicht, sich mit der neuen und schwierigen Lage abzufinden, vor die sie persönlich und als Familie gestellt waren. Wenn die Freunde weiterhin Anteil genommen und Hilfe geleistet hätten, wären sie wahrhaft dankbar gewesen.
So gern wir es auch täten, oft können wir an den Umständen, unter denen ein guter Freund leidet, nichts ändern. Wir können ihm jedoch helfen, mit dem Kummer fertig zu werden, indem wir uns seiner annehmen, und zwar durch Worte und Taten, die echtes Mitgefühl erkennen lassen. Wir können Mitgefühl zum Ausdruck bringen und unsere Anteilnahme durch bestimmte Verhaltensweisen zeigen, und wir können uns dem Betreffenden für lange Zeit zuwenden. All dies ist wichtig, wo es gilt, jemandem, den wir lieben, dabei zu helfen, daß er sich auf die Umstände seines Lebens einzustellen lernt. □



BITTE, SUCHE SIE!

Elder Royden G. Derrick
von der Präsidentschaft des Ersten Kollegiums der Siebzig

Meine Urgroßmutter, Ursula Wise Derrick, war eine ungewöhnliche Frau. Laut unseren Familienaufzeichnungen wurde sie etwa 1779 in Keynsham in Somerset, England, geboren, einer Ortschaft, die nur zwölf Kilometer von Bristol entfernt war. Meine Urgroßmutter brachte elf Kinder zur Welt. Die zwei letzten waren Zwillinge, Elizabeth und Zachariah. Elizabeth starb anscheinend bald nach der Geburt.

Als Zachariah vierzehn war, begann er bei den Eisenwerken in Bristol eine Mechanikerlehre. Er schloß seine Lehrzeit als Metallgießer ab.

Dies war ein wichtiges Jahr für ihn, denn er begann nicht nur eine zweite Lehre, sondern heiratete auch Mary Shephard. Bald nach seiner Eheschließung wurde seine Mutter schwer krank. Sie fürchtete, daß ihr Tod nahe war, und so rief sie Zachariah an ihr Bett und sagte ihm, er dürfe sich keiner der damals bekannten kirchlichen Organisationen ernsthaft anschließen, weil keine davon die wahre Kirche Christi sei. Sollte er aber von Missionaren hören, die zu zweit kämen und in Sälen und an Straßenecken predigten – von einem neuen Propheten, der Offenbarungen von Gott empfangen habe –, dann solle er sich ihnen anschließen, denn ihre Kirche werde die wahre Kirche Gottes sein.

Im gleichen Jahr, 1836, starb Ursula Wise Derrick, ein Jahr bevor Heber C. Kimball und seine Mitarbeiter 320 Kilometer nördlich, in Liverpool, als Missionare an Land gingen, um den Britischen Inseln die Botschaft von der Wiederherstellung zu bringen. Es dauerte mehrere Jahre, bis das wiederhergestellte Evangelium auch in Bristol gelehrt wurde.

Sie muß eine sehr geistig gesinnte Frau gewesen sein, daß sie aus einer göttlichen Quelle eine solche Mitteilung empfing. Als sie starb, war sie aber von niemanden getauft worden, der von Gott die Vollmacht dazu hatte, und der Erretter hat doch gesagt: „Amen, amen, ich sage dir: Wenn jemand nicht aus Wasser und Geist geboren wird, kann er nicht in das Reich Gottes kommen." (Joh 3:5.) Ich habe in der Schrift geforscht, um herauszufinden, was mit meiner Urgroßmutter geschehen ist.

Der Prophet Jesaja hat gesagt, der Erretter werde gesandt werden, daß er „den Gefangenen die Entlassung verkünde" (Jes 61:1). Präsident Joseph F. Smith hat in seiner Vision von der Erlösung der Toten, die jetzt den 138. Abschnitt im Buch ‚Lehre und Bündnisse' bildet, von denen gesprochen, die vor der Auferstehung Christi gestorben sind. Er hat gesagt, denen, „die dem Zeugnis von Jesus treu gewesen waren, solange sie in der Sterblichkeit gelebt hatten" (V. 12), sei der Sohn Gottes erschienen. Er „verkündigte den Gefangenen, die treu gewesen waren, die Freiheit" (V. 18). Wessen Gefangenen? Den Gefangenen des Todes, denn diese könnten nicht auferstehen, bevor Christus für unsere Sünden gesühnt hatte und der erste der Auferstandenen geworden war.

Ursula Wise Derrick wurde viele Jahrhunderte nach Christus geboren, aber die Offenbarung hat ja auch für diejenigen Gültigkeit, die später kamen.

Als ich noch ein kleines Kind war, wartete

unsere Familie sehnsüchtig darauf, daß Onkel Orson wiederkäme. Meiner Mutter lag dies sehr am Herzen, und sie brachte es auch ihren Kindern nahe. Aus irgendeinem Grund wartete ich ständig darauf, daß Onkel Orson an unsere Hintertür käme. Ich erinnere mich noch an mehrere Situationen, wo ein Hausierer an unsere Hintertür kam. Jedesmal zupfte ich meine Mutter am Kleid, um sie auf mich aufmerksam zu machen, und fragte: „Ist das Onkel Orson?" Doch jedesmal lautete die Antwort nein.

Erst viele Jahre später erzählte mir meine Mutter, was es mit ihrem jüngeren Bruder auf sich hatte. Onkel Orson war 1881 geboren. Vierzehn Monate später starb sein Vater, so daß er in den entscheidenden Jahren der frühen Kindheit nicht die Führung seines Vaters hatte. Als er siebzehn war, ging er mit einer Gruppe anderer Jungen seines Alters nach Saltair, einem Tanzpavillon am Ufer des Großen Salzsees. Noch bevor der Abend zu Ende war, waren sie betrunken und landeten im Kreisgefängnis.

Am nächsten Morgen kamen Eltern und andere Angehörige zum Gefängnis und erwirkten die Entlassung der Jungen. Viele von ihnen legten den Arm um ihren Sohn und halfen ihm, ein verantwortungsbewußter Bürger des Gemeinwesens zu werden. Onkel Orson wurde jedoch ohne Wissen meiner Großmutter aus dem Gefängnis entlassen und mit einer Fahrkarte (ohne Rückfahrt) zum Nordwesten der USA versehen. Ihm wurde gesagt, er solle sich nie wieder blicken lassen.

Mutter sagte, gelegentlich habe sie ihre Mutter nachts in ihrem Schlafzimmer schluchzen hören. Wenn sie dann zum Bett ihrer Mutter ging, sagte diese immer: „Ich möchte doch wissen, wo mein Junge heute nacht umherirrt."

Onkel Orson arbeitete wahrscheinlich in den Holzfällerlagern im Nordwesten. Die Atmosphäre dort war nicht gerade dazu angetan, daß man nach den Grundsätzen des Evangeliums leben wollte. Wäre er heute noch am Leben, so wäre er sehr alt. Höchstwahrscheinlich ist er inzwischen in die Geisterwelt hinübergegangen. Ich habe in der Schrift geforscht, um herauszufinden, was mit Onkel Orson geschehen ist.

Der Erretter stellte in der Zeit zwischen seiner Kreuzigung und seiner Auferstehung „seine Kräfte zusammen, und er bestimmte Boten, ausgestattet mit Kraft und Vollmacht, und gab ihnen den Auftrag, hinzugehen und das Licht des Evangeliums denen zu bringen, die in Finsternis waren". (LuB 138:30.)

Auch dies gilt ebenso für diejenigen, die nach der Auferstehung Christi gestorben sind.

Mein guter Freund Joseph S. Nelson starb vor wenigen Monaten im Alter von 86 Jahren. Er war ein bedeutender Missionar gewesen. Er hatte vier Missionen erfüllt. Zur letzten war er mit 80 Jahren berufen worden. Ich habe in der Schrift geforscht, um ihn zu finden, und hier ist er:

„Ich sah, daß die getreuen Ältesten unserer Evangeliumszeit nach ihrem Hinscheiden aus dem irdischen Leben mit ihrer Arbeit fortfahren, indem sie das Evangelium der Umkehr von Sünde und



Ich liebe Onkel Orson seit meiner Kindheit ... Ich möchte ihm so gern eine Fahrkarte für die Heimreise zu seiner ewigen Familie kaufen.

der Erlösung durch das Opfer des einziggezeugten Sohnes Gottes verkündigen – denen nämlich, die in der großen Welt der Totengeister in Finsternis weilen und Gefangene der Sünde sind." (LuB 138:57.)

Ich habe meine Urgroßmutter Ursula Wise Derrick lieben gelernt. Sie muß ein bemerkenswerter Mensch gewesen sein. Sie war „dem Zeugnis von Jesus treu gewesen ..., solange sie in der Sterblichkeit gelebt" hatte. (V. 12.) Aber sie hatte keine Möglichkeit gehabt, die errettenden heiligen Handlungen zu empfangen, die ihr die „Erlösung aus den Banden des Todes" (V. 16) gesichert hätten.

Ich liebe Onkel Orson seit meiner Kindheit, weil ich die Sehnsucht nach ihm geerbt habe. Ich möchte ihm so gern eine Fahrkarte für die Heimreise zu seiner ewigen Familie kaufen.

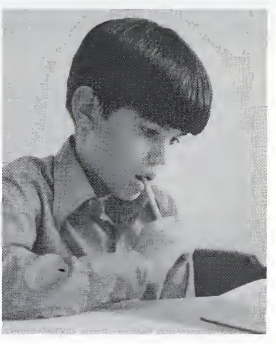
Ich wüßte gern, ob mein Freund Joe Nelson meine Urgroßmutter finden und dafür sorgen könnte, daß sie in der wunderbaren Wahrheit, dem Evangelium Jesu Christi, unterwiesen wird, so daß sie aus den errettenden heiligen Handlungen, die wir für sie vollzogen haben, Nutzen ziehen kann.

Ich wüßte auch gern, ob mein Freund Joe Nelson meinen Onkel Orson finden und ihn die Evangeliumswahrheit lehren könnte, die ihn sein Vater im irdischen Dasein gelehrt hätte, wenn er noch auf Erden gewesen wäre. Ich hoffe, er hat jetzt die Möglichkeit, die Evangeliumswahrheit zu hören, die er hätte hören können, wenn er nicht jene Fahrkarte bekommen hätte, wodurch er von denen getrennt wurde, die ihm hätten helfen können.

Bitte, lieber Freund Joseph, suche sie und lehre sie diese kostbare errettende Wahrheit, so daß unsere Familie für immer bestehen kann. Wenn du es tust, werde ich dankbarer sein, als ein Mensch es sagen kann. □

ÜBERLEGT EUCH GUT, WAS IHR AUS EUREM LEBEN MACHEN WOLLT

Präsident Spencer W. Kimball



Die ersten zehn Jahre eures Lebens waren fröhlich, glücklich und frei von Verantwortung. Eure Eltern und eure Angehörigen haben euch beschützt und belehrt; sie haben euch Nahrung, Kleidung und ein Obdach gegeben. Jetzt aber, im zweiten Jahrzehnt eures Lebens, läßt die Kontrolle etwas nach. Allmählich entwickelt ihr eine eigene Persönlichkeit und trefft immer mehr Entscheidungen selbst. Ihr reift heran und übernehmt Verantwortung. Die wichtigsten Entscheidungen eures ganzen Lebens stehen euch bevor – Entscheidungen, die euch entweder einen herrlichen Fortschritt ermöglichen oder euch in traurige Sackgassen führen.

Andere können euch bei euren Entscheidungen zwar helfen, doch müßt ihr die Entscheidungen selbst fällen und euch dann daran halten. Die Entscheidungsfreiheit gibt euch das Recht, euch selbst zu entscheiden, doch befreit sie euch nicht von den Einschränkungen und dem Leid, die durch falsche Entscheidungen herbeigeführt werden. Wenn ihr die Straße des Lebens erst einmal betreten habt, gibt es so leicht keine Wendemöglichkeit, vor allem dann nicht, wenn auf dieser Straße dichter Verkehr herrscht und wenn sie bergab führt.

Euer Leben gehört euch selbst; ihr könnt es entfalten oder zerstören.

Wenn dieses Leben nicht produktiv, lebenswert und erfüllt ist, könnt ihr anderen nur wenig Schuld daran geben; fast die ganze Schuld trifft euch selbst. Andere können euch helfen oder euch behindern, aber die Verantwortung tragt ihr, und so kann euer Leben entweder großartig oder mittelmäßig oder ein Fehlschlag sein.

*Ihr jungen Leute,
ihr lieben jungen Leute,
in was für einer Welt
lebt ihr doch!
Welch herrliche
Möglichkeiten bieten
sich euch!*

Ich bin in einem trockenen Land aufgewachsen. Es kam mir so vor, als gäbe es kaum jemals genug Regen für die ganze Wachstumsphase der Pflanzen – nicht genug Wasser, um die vielen leeren Wassergräben zu füllen und Zehntausende Hektar ausgetrockneten Ackerlandes zu bewässern. Wir lernten, um Regen zu beten – wir beteten immer um Regen.

Als ich noch sehr klein war, wußte ich schon, daß Pflanzen in ausgetrockneter Erde nicht länger als ungefähr zwei bis drei Wochen ohne Wasser überleben können. Ich wußte, wie man die alte Stute vor eine Astgabel spannte, an der ein Faß befestigt war. Ich trieb das Tier immer zu einem Wassergraben, der einen Häuserblock von uns entfernt war. Mit einem Eimer schöpfte ich Wasser aus diesem Rinnsal oder aus den Pfützen und füllte das Faß, und dann zog das Pferd es zurück, so daß ich die kostbare Flüssigkeit eimerweise auf Rosen, Veilchen und andere Blumen sowie auf kleine Büsche, Hecken und junge Bäume gießen konnte. Wasser war wie flüssiges Gold, und so wurde die Vorratshaltung sehr wichtig für mein Leben.



In unserer heutigen Zeit brauchen wir

Vorräte vieler Art – Vorräte an Wasser und Vorräte an Lebensmitteln, wie wir sie für die Wohlfahrt unserer Familie brauchen. Einige Vorratsräume sind wie die Scheunen und Verschläge, die Josef in Ägypten errichten ließ. Dort wurde der Überfluß von sieben Jahren zur Überbrückung von sieben Jahren Trockenheit und Hungersnot gelagert.

> Euch muß klargeworden sein, daß ihr in einer verworrenen, schwierigen Zeit lebt. Zugleich bietet diese Zeit aber viele großartige Möglichkeiten.

Wir sollten aber auch Wissen speichern, das wir für später brauchen, dazu den Mut zur Überwindung der Furcht, die Unsicherheit in unser Leben bringt; auch körperliche Stärke, die uns widerstandsfähig gegen die vielen Verunreinigungen und Ansteckungsgefahren macht. Wir brauchen auch einen Vorrat an Güte, an Ausdauer und an Glauben – ja, einen Vorrat an Glauben, so daß wir, wenn die Welt uns bedrängt, imstande sind, fest und stark zu bleiben. Wenn die Versuchungen einer im Verfall begriffenen Welt an unseren Kräften zehren, unsere geistige Lebenskraft schwächen und uns auf die Stufe einer weltlich denkenden Welt hinabziehen wollen, brauchen wir einen Vorrat an Glauben, mit dem wir die schwierigen Jugendjahre und die Probleme späterer Jahre durchstehen können. Wir brauchen Glauben, mit dem wir Schwierigkeiten, Enttäuschungen und Ängste, Jahre der Not und des Mangels, der Unsicherheit und Niedergeschlagenheit durchstehen können.

Wie füllen wir unseren Vorrat auf?

Als einer Generation von Heiligen der Letzten Tage, die die Augen offenhält, muß euch klargeworden sein, daß ihr in einer verworrenen, schwierigen Zeit lebt. Zugleich bietet diese Zeit aber viele großartige Möglichkeiten.

Ich bin dankbar, daß ihr – wie wir alle – das Evangelium Jesu Christi als Richtschnur habt, so daß ihr eine geistige Grundlage besitzt. Darin könnt ihr all die Ereignisse und Umstände einordnen, die euch noch begegnen werden. Aus der Schrift geht klar hervor, daß wir in diesem Teil unserer Evangeliumszeit von unseren politischen Führern keinen Frieden zugesichert bekommen können. Als Mitglieder der Kirche haben wir jedoch die Möglichkeit, inneren Frieden zu haben und innerlich gelassen zu sein, selbst wenn es draußen keinen Frieden gibt!

Ihr seid es vielleicht schon gewohnt, daß diejenigen von uns, die auf der Lebensbahn weiter vorangegangen sind, euch erklären, wie wichtig es ist, daß man auf dem engen und schmalen Weg bleibt. So oft sagen wir euch

immer wieder dasselbe, aber wenn ihr darüber nachdenkt, warum dies so ist, werdet ihr schnell entdecken, daß sich der Abgrund, der sich auf jeder Seite des engen und schmalen Weges auftut, nicht ändert und auch nicht weniger gefährlich wird. Auch wird der Weg nicht weniger steil.

Es ist den Führern der Kirche nicht möglich, euch jedesmal einen neuen, verlockenderen Weg zurück in die Gegenwart des Vaters im Himmel zu zeigen. Der Weg bleibt immer gleich. Deshalb müssen wir euch immer wieder in dieselbe Richtung hin anspornen, und wir müssen die Warnung wiederholen. Die Wahrheit wird nicht weniger wichtig oder weniger wahr, nur weil sie wiederholt wird.

„Die Herrlichkeit Gottes ist Intelligenz – oder, mit anderen Worten, Licht und Wahrheit" (LuB 93:36), heißt es in den neuzeitlichen Offenbarungen, und es heißt, daß reine Erkenntnis die Seele sehr erweitert. (Siehe LuB 121:42.) Wir lesen außerdem: „Es ist unmöglich, daß man als Unwissender errettet werden kann." (LuB 131:6.) Dies wird häufig mißverstanden. Anstatt die eigentliche Bedeutung erst herauszufinden, ziehen viele junge Leute voreilige Schlüsse und machen sich, ohne vorbereitet zu sein, auf den Weg. Sie ordnen sich, ohne eine Straßenkarte zu benutzen, dem Verkehr ein, und am Ende sind sie enttäuscht.

In welcher Art von Wissen findet man Macht, und was für eine Macht erwächst aus diesem Wissen? Laßt uns in diese tiefe Wahrheit eindringen. Die richtige Reihenfolge ist die: Zuerst kommt das Wissen, das Gott und seinen Plan betrifft, nämlich den Weg zum ewigen Leben, und dann kommt weltliches Wissen, welches ebenfalls sehr wichtig ist. Der Schöpfer hat die richtige Reihenfolge selbst vorgegeben:

„Euch aber muß es zuerst um sein Reich und um seine Gerechtigkeit gehen; dann wird euch alles andere dazugegeben." (Mt 6:33.)

Petrus und Jakobus wußten, worauf es im Leben ankommt, nämlich daß Gott lebt und daß der gekreuzigte, auferstandene Herr der Sohn Gottes ist.

Und durch Joseph Smith hat er gesagt: „Das aber sind die ewigen Leben: den allein weisen und wahren Gott und Jesus Christus, den er gesandt hat, zu erkennen. Ich bin es. Darum empfangt mein Gesetz!" (LuB 132:24.)

Dieses irdische Leben ist also die Zeit, in der man sich bereitmacht, Gott zu begegnen, und dies ist unsere oberste Pflicht. Wir haben bereits einen Körper erhalten, der durch alle Ewigkeit eine Behausung für unseren Geist

bilden wird, und nun sollen wir unseren Körper, unseren Verstand und unseren Geist schulen. Vorrangig ist somit, daß wir dieses Leben dazu gebrauchen, um uns zu vervollkommnen und uns das Fleisch untertan zu machen, den Körper dem Geist zu unterwerfen und alle Schwächen zu überwinden, uns selbst so in der Gewalt zu haben, daß wir andere führen können, und uns allen notwendigen Verordnungen zu unterziehen. Als zweites kommt die Vorbereitung darauf, daß wir uns die Erde und alle Elemente untertan machen.

Wir haben dieses Leben, eine begrenzte Zahl von Jahren, damit wir etwas über Gott lernen und Herr unserer Bestimmung werden. Zweitens haben wir dieses Leben und dazu Ewigkeiten, um etwas über die Erde und alles, was es darauf gibt, zu lernen – weltliches Wissen zu erwerben, das uns hilft, zu Göttern zu werden, denn dies ist unsere Bestimmung.

Petrus und Johannes hatten wenig weltliches Wissen, man würde sie als ungebildet bezeichnen. Aber sie wußten, worauf es im Leben ankommt, nämlich daß Gott lebt und daß der gekreuzigte, auferstandene Herr der Sohn Gottes ist. Sie kannten den Weg zum ewigen Leben. Dies haben sie innerhalb weniger Jahrzehnte ihres irdischen Lebens gelernt. Diese Erhöhung bedeutete für sie Gottsein, die Möglichkeit, Welten zu erschaffen und ewige Vermehrung zu haben. Dafür brauchen sie schließlich, wie man annehmen muß, die vollständige Kenntnis der Wissenschaften. Etwas wird dabei aber von vielen übersehen: Petrus und Johannes hatten nur einige Jahrzehnte, um Geistiges zu erlernen und zu praktizieren, aber sie hatten inzwischen ungefähr 1900 Jahre Zeit, um weltliches Wissen zu erlernen – Geologie, also Wissen in bezug auf die Erde, und Zoologie, Physiologie und Psychologie in bezug auf die Geschöpfe der Erde. Das irdische Leben ist in erster Linie dazu bestimmt, daß wir etwas über Gott und das Evangelium lernen und uns den Verordnungen unterziehen, und erst in zweiter Linie dazu, daß wir alles lernen, was wir über Weltliches erfahren können. Petrus und Johannes, die angeblich so ungebildet sind, wurden Erben der Erhöhung.

Ein hochqualifizierter Wissenschaftler, der sich auch als Mensch vervollkommnet, kann eine Welt erschaffen und bevölkern, aber jemand, der haltlos, unbußfertig und ungläubig ist, wird niemals ein solcher Schöpfer werden, auch nicht in der Ewigkeit.

So wichtig weltliches Wissen auch ist – es kann keine Seele erretten, niemandem das celestiale Reich aufschließen, niemand zum Gott machen, und es genügt auch nicht, eine Welt zu erschaffen. Trotzdem ist es von großem Nutzen für den, der das Wichtigste an die erste Stelle setzt, der den Weg zum ewigen Leben gefunden hat und der sich nun alles erworbene Wissen nutzbar machen kann.

In der GFV habe ich einmal von einer Schwester eine nachdrückliche Auf-

forderung gehört. Vielleicht lag es an ihrer Methode, vielleicht auch an meiner augenblicklichen Stimmung. Jedenfalls sprach sie aufrüttelnd darüber, daß man die Schrift lesen und sie sich zu eigen machen soll. Dann hielt sie in ihrer Rede inne und fragte die bunt gemischte Versammlung – wir waren ungefähr tausend –: „Wer von euch hat die Bibel schon ganz durchgelesen?"
Ich war damals wohl ungefähr 14 Jahre alt. Ein richtiges Schuldgefühl kam über mich. Ich hatte schon viele Bücher gelesen – Bilderhefte und leichte Lektüre, aber mein Herz klagte mich an: „Du, Spencer Kimball, hast dieses heilige Buch noch nie gelesen. Warum nicht?" Ich schaute mich im Saal um. Ich schaute zu den Leuten vor mir und zu beiden Seiten, um zu sehen, ob ich dieses heilige Buch als einziger nicht gelesen hatte. Von den tausend, die anwesend waren, hob vielleicht ein halbes Dutzend stolz die Hand. Ich sank auf meinem Sitz zusammen. Ich dachte nicht mehr an die anderen, die ebenfalls versagt hatten, sondern klagte mich nur selbst heftig an. Zusammengefallen saß ich da und sprach niemand schuldig, ausgenommen mein unbedeutendes Ich. Ich weiß nicht, was die anderen taten oder dachten. Ich bekam auch von der Predigt nichts mehr mit. Sie hatte ihren Zweck erfüllt. Die Versammlung wurde beendet. Ich suchte den Ausgang, die große Doppeltür, und eilte nach Hause. Ich wohnte nur einen Block östlich der Kirche. Ich knirschte mit den Zähnen und sagte mir: „Ich will, ich will, ich will!"
Ich ging durch die Hintertür in unser Haus und dann in die Küche an das Regal, wo wir die Petroleumlampen stehen hatten. Ich suchte mir eine aus, die mit Öl gefüllt und deren Docht gerade beschnitten worden war. Dann stieg ich die Stufen zu meiner Dachstube hinauf. Dort schlug ich meine Bibel auf und begann mit dem 1. Kapitel und dem 1. Vers der Genesis. Ich saß dort bis in die Nacht und kam über Kain und Abel, Adam und Eva, Henoch und Noach bis zur Sintflut und bis zu Abraham.
Dazu, daß man etwas darüber lernt, was von Gott kommt, gehört natürlich auch noch etwas Schwierigeres: daß man ein vollkommener Mensch wird. Es genügt nicht, daß man keinen Ehebruch begeht; man muß sich auch vor jedem Gedanken und jeder Tat hüten, die zu einer so schrecklichen Sünde führen könnten. Man muß nicht nur frei von Rache und Vergeltung sein, sondern auch „die andere Wange hinhalten", „die zweite Meile gehen" und „den Mantel dazugeben". (Siehe Mt 5:39-41.) Ihr müßt nicht nur eure Freunde lieben, sondern sogar eure Feinde und diejenigen, die euch Unrecht zufügen. Ihr müßt für sie beten und sie wirklich lieben. (Siehe Mt 5:43,44.) Dies ist der Weg zur Vollkommenheit. Ihr müßt nicht nur weit davon entfernt sein, einen Einbruch oder einen Diebstahl zu begehen, sondern auch in Gedanken und Taten ehrlich sein, und zwar auf

all den vielen Gebieten, wo man leicht Ausreden für die Unehrlichkeit findet – indem man Berichte „frisiert", jemand um Zeit, Geld oder Arbeitsleistung betrügt oder sonst etwas tut, was fragwürdig oder nicht ganz ehrlich ist, Ihr müßt nicht nur aufhören, Gegenstände aus Holz, Stein oder Metall zu verehren, sondern ihr müßt den lebendigen Gott aktiv und auf die rechte Weise anbeten. Dies ist der enge und schmale Weg.

Darf ich euch einen Rat geben? Entwickelt Selbstzucht, damit ihr immer mehr dahin kommt, daß ihr euch bei derselben Versuchung nicht immer wieder neu entscheiden müßt. Über einiges braucht ihr nur *einmal* zu entscheiden!

Wie segensreich ist es, wenn man der Qual enthoben ist, sich mit einer Versuchung immer wieder zu beschäftigen! Tut man es doch, verschwendet man viel Zeit und riskiert auch viel.

Ebenso braucht ihr, meine lieben jungen Freunde, euch nur einmal für das Positive zu entscheiden, das ihr vollbringen wollt – etwa, daß ihr auf Mission gehen oder würdig leben wollt, um im Tempel heiraten zu können. Alle übrigen Entscheidungen, die mit diesen Zielen zu tun haben, ergeben sich dann von selbst. Andernfalls ist jede Überlegung riskant, und jede Doppelgleisigkeit kann zu einem Fehltritt führen. Es gibt einiges, was man als Heiliger der Letzten Tage eben tut, und einiges tun wir nun einmal nicht. Je zeitiger man Stellung bezieht, desto besser!

Seit meiner Kindheit höre ich, was man über das Wort der Weisheit in bezug auf Tee, Kaffee, Tabak usw. erzählt. Fast jeden Sonntag und jeden PV-Tag haben wir – ich und die anderen Jungen – munter ein Lied darüber gesungen, daß Kinder, um lange zu leben und stark und klug zu werden, Tee, Kaffee, Tabak und Alkohol meiden und Fleisch nur mäßig genießen sollen.

Wir sangen es immer wieder, bis es ein fester Bestandteil meines Wortschatzes und meines Schatzes an Liedern wurde, vor allem aber ein fester Bestandteil meines Lebensplans. Gelegentlich sagte ein angesehener Redner, daß er noch nie etwas von den verbotenen Dingen gekostet habe, von denen unser Lied handelte, und dann faßte ich einen Entschluß: Auch ich wollte nie etwas von dem zu mir nehmen, wogegen die Propheten predigten. Diese Entscheidung war fest und unabänderlich. Ich wollte es nicht, und ich wich nicht davon ab.

1937 reisten meine Frau und ich durch Europa. In Frankreich nahm ich in einem eleganten Hotel an einem Bankett des Rotary Clubs teil. Zahlreiche Kellner schwirrten um die Tische, und an jedem Platz befanden sich außer reichlichem Silberbesteck, Leinenservietten und luxuriösem Geschirr noch sieben Weingläser. Niemand beobachtete mich. Heimlich beschlich mich eine Versuchung: Soll ich es trinken oder wenigstens daran nippen? Niemand, den das interessieren würde, wird davon erfahren. Es

war eine ziemlich starke Versuchung. Sollte ich, oder sollte ich nicht?
Dann kam der Gedanke: Als Junge habe ich mir fest vorgenommen, das Verbotene niemals anzurühren. Fast ein Drittel eines Jahrhunderts war ich schon fest und entschlossen geblieben. Diese Linie wollte ich nicht unterbrechen.
Bedenkt, ihr jungen Leute, ihr, die ihr von edler Geburt seid: „Schlecht zu sein hat noch nie glücklich gemacht." (Al 41:10.) Die Ungerechten tun vielleicht so, als wären sie glücklich, und manche trachten danach, andere zu ihrer Lebensweise hinüberzulocken, weil man als Elender nicht gern allein ist, wie ihr wißt, aber ihr werdet niemals einen glücklichen Sünder sehen. Selbst die Unzufriedenheit guter Menschen läßt sich darauf zurückführen, daß auch sie irgendwo versagen. Bei oberflächlicher Betrachtung könnte man vielleicht glauben, jemand, der nicht rechtschaffen ist, sei erfolgreich, und einen kurzen Augenblick mag es tatsächlich so scheinen. Schwere Sünden verursachen jedoch eine tiefe innere Leere. Dies führt dazu, daß ein schlechter Mensch solche Taten wiederholt, um sich selbst zu bestätigen und die Leere nach Möglichkeit zu füllen. Wenn ihr jemand seht, dessen Leben voller Verzweiflung ist, dann spielen Übertretungen dabei eine Rolle. Solche Leute können uns nur leid tun, und es ist falsch und naiv, sie zu beneiden!
Die Entschlußkraft eines jungen Menschen wird gestärkt, wenn er die Patriarchen und Propheten vergangener Zeiten kennt und weiß, daß sie auch dann treu geblieben sind, wenn sie unter Druck standen und Versuchungen und Verfolgungen ausgesetzt waren. In der Schrift wird fast jede menschliche Schwäche und jede Stärke dargestellt; auch über Lohn und Strafe wird geschrieben. Man wäre gewiß blind, wenn man durch solche Lektüre nicht lernen könnte, sein Leben richtig zu führen. Der Herr hat gesagt: „Ihr erforscht die Schriften, weil ihr meint, in ihnen das ewige Leben zu haben; gerade sie legen Zeugnis über mich ab." (Joh 5:39.)
Er ist der Herr, und in seinem Leben finden wir jede gute Eigenschaft, die wir auch selbst entwickeln sollen.
Könnt ihr irgendwo in den heiligen Schriften etwas finden, wo der Herr Jesus Christus seine Kirche jemals im Stich gelassen hat? Könnt ihr eine Schriftstelle finden, die besagt, daß er seinen Angehörigen oder seinen Nächsten, seinen Freunden oder Mit-

---

In der Ehe könnt ihr als Frau oder Mann viel Besseres leisten, wenn ihr die Neigung zum Egoismus überwinden könnt.

---

arbeitern nicht treu gewesen ist? Oder war er treu? Gibt es etwas Gutes und Wertvolles, was er anderen nicht gegeben hat? Das ist es auch, worum wir bitten und worum er bittet – den Mann, und zwar jeden Mann, die Frau, und zwar jede Frau, das Mädchen, und zwar jedes Mädchen, den Jungen, und zwar jeden Jungen!

Ein weiterer Ratschlag für die Planung eures Lebensweges: Wenn ihr all das Besondere tun wollt, was dieser Generation möglich ist, dann müßt ihr euch vor dem Egoismus hüten. Die meisten Menschen neigen zum Egoismus, und man muß diese Neigung einfach überwinden. Noch seid ihr jung und leicht zu formen, und alles, was ihr jetzt tun könnt, um weniger egoistisch und dafür selbstloser zu werden, wird sich in bedeutsamer und dauerhafter Weise auf die Art eurer Lebensführung in künftigen Jahren und sogar in der Ewigkeit auswirken. Als Frau oder Mann, Mutter oder Vater könnt ihr viel Besseres leisten, wenn ihr imstande seid, die Neigung zum Egoismus zu überwinden. Eure Kinder, die ihr für einige Jahre noch nicht kennen werdet, haben ein Interesse daran, daß ihr den Egoismus besiegt.

Wie bei allem haben wir auch hier den Erretter zum Vorbild. Am Kreuz auf Golgota hat er etwas getan, wozu er nicht gezwungen war – etwas, wodurch andere die Gabe der Unsterblichkeit erhielten, die Jesus bereits hatte. Es war seine selbstloseste Tat.

Vielleicht erinnert ihr euch daran, daß ihr im 3. Buch Nephi etwas darüber gelesen habt, wie Jesus als Auferstandener auf dem amerikanischen Kontinent erschienen ist und wie er, nachdem er die Kinder gesegnet hatte, zweimal weinte und auch sagte: „Und nun siehe, meine Freude ist voll." (3Ne 17:20.)

Wahre Freude kann nur dadurch entstehen, daß wir uns für eine gute Sache einsetzen, zum Beispiel für den Aufbau des Reiches Gottes, für eine Sache, die in gewisser Weise größer ist als wir selbst. Vergnügungen sind oft auf die eigene Person bezogen. Wahre Freude schließt immer andere mit ein. Jetzt ist die Zeit da, daß ihr eure Lebensziele festsetzen müßt. Jetzt ist die Zeit da, daß ihr euch feste Maßstäbe setzen und euer ganzes Leben daran festhalten sollt.

Ernest Renan hat uns folgendes gesagt: „Alles wirkt zugunsten derer, die eine besondere Bestimmung haben; durch eine unbesiegbare Triebkraft und dadurch, daß sie Herr ihres Schicksals sind, gelangen sie zu Herrlichkeit." (*Life of Jesus.*)

Ich sehe in euch, meinen jungen Freunden, eine heranwachsende Generation von Heiligen der Letzten Tage, die die heiligen Schriften viel besser kennt, als dies bei den früheren Generationen von Heiligen der Letzten Tage in diesem Alter der Fall war. Ihr könnt euer ganzes Leben lang die heiligen Schriften studieren. Ich sehe in euch eine heranwachsende Generation von Heiligen der Letzten Tage, deren Bereitschaft, Missionsarbeit zu leisten (sowohl vor als auch nach

eurer regulären Vollzeitmission), größer ist als die früherer Generationen. Als Ganzes gesehen wird eure Generation deutlicher als eure Vorgänger erkennen, wie wichtig es ist, den Mitmenschen das Evangelium zu bringen.

Eure Generation wird sich weder des Evangeliums Jesu Christi noch der Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage schämen.

Ich sehe in euch eine Generation von jungen Heiligen der Letzten Tage, deren Herz sich den Vorfahren zuwendet, wie es in diesem Ausmaß noch nie geschehen ist. Ihr werdet ein natürliches Interesse an der Ahnenforschung und an der Tempelarbeit entwickeln, und ihr werdet daran mehr Interesse haben, als dies bei euren Eltern und Großeltern im gleichen Alter der Fall war.

Ich sehe in euch eine Generation von jungen Heiligen der Letzten Tage, die von den in der Kirche erworbenen Führungseigenschaften zweckmäßigen Gebrauch machen werden – von den Führungseigenschaften, die sie sich bei den Jungen Männern und den Jungen Damen, in der Sonntagsschule und in der Frauenhilfsvereinigung, in der Primarvereinigung und in den Priestertumskollegien angeeignet haben. Danach werden denkende Menschen der Welt suchen, denn diese werden für allerlei Aufgaben junge Männer und junge Mädchen brauchen, die redlich und tüchtig sind. Solchen jungen Heiligen der Letzten Tage werden nicht nur ihre Fähigkeiten, ihre Tüchtigkeit und ihre Redlichkeit zu Gebote stehen, sondern auch ihr Glaube.

Ich sehe in euch jungen Heiligen der Letzten Tage ein Zeugnis, das für euer Alter viel stärker entwickelt ist als in früheren Generationen.

Vergeßt darum nicht, geliebte junge Menschen: wenn die zeitlichen Reiche der Menschen zusammenfallen, wird das Reich Gottes fest und unerschütterlich dastehen. Wenn der irdische Einfluß derer, die in bezug auf Weltliches klug sind, durch den Tod erlischt, werden die Herrlichkeit und der Fortschritt derer, die getreu und tapfer sind und alle Forderungen erfüllt haben, in Majestät und Macht fortbestehen. Es gibt keine andere Möglichkeit. □

Umschlagbild: Das Bild *Joseph Smith in Nauvoo* zeigt den Propheten zu einer Zeit, in der die Kirche sich innerlich festigte. Nauvoo war, als Joseph Smith im Juni 1844 im nahegelegenen Carthage ermordet wurde, zu einer blühenden Stadt mit 20 000 Einwohnern geworden. Dieses Gemälde von Theodore Gorka, einem Mitglied der Kirche, hängt im Bürogebäude der Kirche in Salt Lake City.

